

# Sondernummer

# DISKUS

NACHRICHTENBLATT DER  
VEREINIGUNG VON  
FREUNDEN U. FÖRDERERN  
DER JOHANN WOLFGANG  
GOETHE-UNIVERSITÄT  
FRANKFURT AM MAIN E. V.

# FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

5. Jahrgang — Heft 6 Preis 10 Pfg.

Juli 1955

Verlagsort Frankfurt a. M.

## Universitätsfest 1955

Festlicher Auftakt in der Paulskirche. Optimistische Erwartungen wurden nicht enttäuscht. Um Viertel nach Zehn war der Versammlungsraum der Paulskirche bis zum letzten Platz gefüllt. Und es waren nicht nur Ehrengäste. Dreiviertel aller Anwesenden waren Studentinnen und Studenten der Johann Wolfgang Goethe-Universität, teils in festlicher, teils in sommerlicher Kleidung. Mit Recht konnte Seine Magnificenz, Professor Dr. Fritz Neumark, in seiner Begrüßungsansprache bemerken, daß die Aula der Universität für solche Veranstaltungen nicht mehr ausreicht, daß die Dringlichkeit des Neubaus eines Auditorium maximum der Notwendigkeit der Errichtung und des Ausbaus wissenschaftlicher Institute nicht nachsteht.

Die Paulskirche war eine repräsentative und würdige Versammlungsstätte für den Festakt des Universitätsfestes. Bekannt geworden in der deutschen Geschichte als Sitz der Nationalversammlung von 1848, im zweiten Weltkriege zerstört und im Jahre 1948 von der Stadt Frankfurt wieder aufgebaut. Trotz der allzu nüchternen, kahlen Wände, trotz des Fehlens der berühmt gewordenen Emporen, auf denen einstmals Anhänger der groß- und kleindeutschen Fraktionen sich über das Für und Wider der Vormachtstellung Österreichs oder Preußens im Reich gestritten hatten, ist es erlaubt, hier an den Geist der Professoren, der Vertreter des geistigen Deutschlands der Mitte des 19. Jahrhunderts zu erinnern, besonders deswegen, weil zwei so bedeutende Vertreter des geistigen und politisch tätigen Deutschland von heute über Probleme sprachen, die ebenso sehr wie 1848, jetzt das ganze Volk beschäftigen.

Das alte deutsche Problem, der Dualismus zwischen Süd und Nord, zwischen Gewachsenem und Gewolltem, war wieder da, wenn auch nicht im Kleide parlamentarisch-politischen Streits. Professor Hermann Heimpel, Historiker aus Göttingen, Süddeutscher von Geburt, sprach von den Stationen der deutschen Geschichte. Will man hier einige der jüngeren Vergangenheit herausgreifen, muß man die von Bismarck erzwungene Reichsgründung von 1871, Verdun von 1916 und mehr als nur einmal Potsdam nennen. Das Potsdam der friderizianischen Zeit, das der wilhelminischen Zeit, dasjenige Hindenburgs und Hitlers und das neue Potsdam des Jahres 1955, äußerlich renoviert, geistig potenziert im Sinne der politischen Mächte, deren Repräsentanten jetzt in seinem Weichbild residieren. Alles sind Stationen

deutschen Schicksals, Stationen der Auseinandersetzung zwischen Geist und äußerer Macht, oft auch Zeugnisse der Verstümmelung des organisch gewachsenen, des „anderen“ Deutschland.

Von Berlin, der Hauptstadt des Reiches zur Zeit seiner größten Machtentfaltung, zur Blütezeit der Wirtschaft und des Wohlstandes von der einzigen Weltstadt, die Deutschland gehabt hat und die noch heute ein internationales Gepräge, wenn auch mit krankhaften, verzerrten Zügen besitzt, sprach der Regierende Bürgermeister von Berlin, Professor Otto Suhr. Sein Anliegen war, den Anspruch der alten Reichshauptstadt, wieder Kapitale eines vereinigten Deutschlands zu werden, zu bekräftigen. Daß Berlin alle Qualitäten einer Hauptstadt hat, wollte der Regierende Bürgermeister, gebürtiger Oldenburger, nicht ohne tieferen Grund gerade in der Paulskirche beweisen. Zweifellos sei es ursprünglich dem Reich oktroyiert worden, habe sich aber auch einen moralischen Kredit beim Volke geschaffen, so zum Beispiel schon durch die Märzerhebung von 1848, erst recht aber durch die unbeirrbar demokratische Haltung ihrer Bewohner während der Blockade von 1948/49 und während des Volksaufstandes vom 17. Juni 1953.

Es gebe heute keine Diskussion mehr über die Hauptstadt des zukünftigen Deutschlands, denn keine andere deutsche Stadt habe sich in einer Zeit so viel Meriten um das deutsche Ansehen erworben, in der die nationalen Werte ohne Ausnahme fraglos geworden waren. Die Hauptstadt als Wiedervereinigungsmittel, Berlin als noch einzige Klammer des, wenn auch noch so losen Zusammenhalts der beiden Teilstaaten, Berlin als unmißverständliches Beweismittel für ihren provisorischen Charakter, war das Zentralthema seines Vortrags.

Er sprach auch als Vertreter jener Deutschen, die nicht nur ein Erbeil Preußens verwalten, sondern auch fest von der Idee dieses Staates überzeugt sind, als eines konstruktiven Faktors, der bei der Neugründung des deutschen Nationalstaats noch eine Rolle zu spielen hat.

Es war nicht nur Gemeinsames, was die beiden Festredner in der Paulskirche gesagt haben, einig waren sie sich wohl



Auftakt und Gehalt des Festes waren die Reden von Magnificenz Neumark, Professor Suhr, Regierender Bürgermeister von Berlin, und Professor Heimpel, Präsident der Westdeutschen Rektorenkonferenz. Den Text der Reden bringen wir in dieser Nummer.

in der Feststellung, daß die gewesene Verwirklichung der deutschen Nationalidee das Werk vieler oftmals heterogener Kräfte war, in der Bewertung der einzelnen aber war eine Verschiedenheit der Standpunkte bemerkbar, die sich in der zukünftigen aktiven Politik während und nach der Vereinigung Deutschlands öfters und deutlich zeigen wird, und alles andere als nur retardierendes Moment sein kann.

Oscar Strobel

## Summa summarum

Es ist Kritisierten meist nicht eingängig, daß Kritik zwar lästig aber eben doch nützlich ist. Ein Universitätsfest zu kritisieren, bei dem Tausende von Studenten vergnügliche Stunden gefunden haben, ist deshalb eine undankbare Aufgabe. Sie trägt meistens viel Mißliebigkeit ein oder sie verhält im Winde. Der Kritiker ist — wie alle dieses Geschäftes — arrogant genug, ein paar kommentierende Worte dennoch für recht zu halten.

Das Frankfurter Universitätsfest wurde im Jahre 1948 auf Anregung des damaligen Rektors Professor Franz Böhm zum ersten Male begangen. Die Initiatoren haben sich bei der Stiftung dieses verlängerten dies academicus sicher gedacht, daß er im Verlaufe der kommenden Jahre Bestandteil einer eigenen Tradition unserer Universität werden könnte. Inzwischen sind die Jahre vergangen — siebenmal wurde schon gefeiert — und man hat Anschauungsmaterial genug, zu untersuchen, ob sich diese ursprünglichen Vorstellungen erfüllt haben.

Bei der Betrachtung des letzten Programmes findet man — außer der dankenswerten Aufführung eines Stückes durch unsere Studiobühne — keine Ankündigung, die irgendwie auf eine studentische Initiative schließen ließe. Man wird mit stolzer Brust auf die Paulskirche hinweisen. Mitnichten, dieser Akt war der Beitrag der Professoren zum Fest und wenn er ein Lob verdient, dann gilt das ausschließlich dem

Lehrkörper — und uns bleibt das Bedenken. Denn was über diese beiden Punkte hinaus geschah, trug in keiner Phase einen eigenen Zug der civitas academica, die gemeinhin soviel Wert darauf legt, als eigen zu gelten.

In den ersten Jahren des Festes waren lebhaft Bemühungen im Gange, den Europagedanken an der Frankfurter Universität zu pflegen und heimisch werden zu lassen. Wir hätten uns ein Lob verdienen können, wenn wir ein weiteres Blatt in das dünne Heft dieser Tradition gefügt hätten. Das muß nicht immer so aussehen, daß man die „großen Europäer“ zu Gast lädt und sie endlos reden läßt. Dadurch wird das Thema Europa unbegehrlich, wie es heute zum Teil schon der Fall ist.

Der europäische Akzent hätte noch nicht einmal auf politischer Regsamkeit liegen müssen. Neben dem Europa der Montanunion und der Säbel muß auch ein geistiges stehen, von dem seltener die Rede ist. Das zu schaffen, ist in hohem Maße Aufgabe der Hochschulen. Man hätte in irgendeiner Form der Veranstaltung etwas unternehmen können, was dem verlängerten Wochenende eine besondere Note gegeben hätte.

Hier ist deutlich der Gesinnungswandel innerhalb der Studentenschaft spürbar, der sich mit dem Abgang der

(Fortsetzung auf Seite 2)

### WAHLEN ZUM STUDENTENPARLAMENT!

#### Kommilitoninnen und Kommilitonen!

Zu jedem Semesterende ergeht der Ruf an Sie, sich an den Wahlen zum Studentenparlament zu beteiligen. Sorgen Sie durch Ihre Mitarbeit am hochschulpolitischen Geschehen unserer Universität dafür, daß auch Ihre Interessen vertreten werden. Besuchen Sie die Fachschaftsversammlungen und geben Sie Ihrem Kandidaten Ihre Stimme.

#### Wahltermin:

Mittwoch, Donnerstag, Freitag,  
13., 14. und 15. Juli 1955,  
in der Zeit von 9 bis 16 Uhr.

#### Wahlort:

Haupteingang der Universität,  
vor dem Rektorat.  
Für Mediziner  
vor der medizinischen Fachschaft.

Der Wahlausschuß

# Begrüßungsworte des Rektors

Namens der Johann Wolfgang Goethe-Universität heiße ich Sie alle, die Sie zur Eröffnungsfeier unseres diesjährigen Universitätsfestes hierher gekommen sind, auf das herzlichste willkommen.

Ein solches Fest soll in erster Linie dazu dienen, Lehrende und Lernende einer Hochschule außerhalb des täglichen Unterrichts- und Prüfungsbetriebs einander näherzubringen, es soll aber zugleich auch Anlaß sein zu einer Besinnung auf gewisse Grundtatsachen und -probleme unseres politisch-sozialen und kulturellen Lebens.

Daß wir die heutige Veranstaltung nicht in einem universitätseigenen Raume begehen können, sondern dafür diese Stätte, die uns dankenswerterweise von der Stadt zur Verfügung gestellt wurde, gewählt haben, hängt damit zusammen, daß unsere Aula sich in einem von Jahr zu Jahr steigenden Maße als vollkommen unzulänglich erweist — kein Wunder, wenn man bedenkt, daß bei Errichtung der Frankfurter Universität mit einer Studentenzahl von 1000—1500 gerechnet wurde und es damals nur 113 Professoren und Dozenten gab, während der Gesamtbestand an Studierenden und Gasthören sich gegenwärtig auf rund 7200 beläuft und die Zahl der Angehörigen des Lehrkörpers — obwohl dieser immer noch eine Reihe von bedauerlichen Lücken aufweist — nunmehr 374 beträgt. Es war mein Herzenswunsch, während meines Rektorats den Plan eines den heutigen Bedürfnissen quantitativ und ästhetisch entsprechenden Auditorium maximum wenigstens soweit zu fördern, daß er noch im laufenden Jahr das Stadium der Einzelplanung erreicht hätte. Die Begrenztheit der für kulturelle Zwecke verfügbaren finanziellen Mittel einerseits, die Vordringlichkeit anderer, Forschung und Lehre unmittelbar zugute kommender Bauvorhaben andererseits haben dazu geführt, daß auf jenen Plan vorläufig verzichtet werden mußte. So bleibt mir nur übrig, der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß es meinem Amtsnachfolger beschieden sein möge, ihn seiner Verwirklichung näherzubringen.

Nun, ich glaube, wir haben für diesmal aus unserer Not eine echte Tugend gemacht. Denn gerade für die Redner des heutigen Tages und die Themen, die sie behandeln werden, ist die Paulskirche ein vorzüglich geeigneter Platz. Besitzt dieser Raum doch eine weit über Frankfurts Grenzen hinausreichende, eine wahrhaft gesamtdeutsche politisch-historische Bedeutung, und die Tatsache, daß sich unter den Männern, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hier die Grundlagen für ein einiges, liberales und demokratisches Deutschland zu legen bemüht waren, eine große Zahl von hervorragenden Professoren befand, darf vielleicht als eine zusätzliche Legitimation für unsere Wahl angesehen werden.

Wir haben das Glück und die große Freude, als Festredner für diese Veranstaltung zwei Männer gewonnen zu haben, von denen der eine eine führende Stellung in der praktischen Politik einnimmt, während der andere als einer der besten Kenner unserer politischen Geschichte gelten darf. Zu dieser persönlichen Qualifikation tritt nun aber noch ein anderes Moment hinzu: Die Orte, an denen diese beiden Persönlichkeiten tätig sind, besitzen eine besondere Bedeutung für unser kulturelles und unser politisches Leben, eine Bedeutung, von der gerade in den letzten Monaten wieder deutlich geworden ist, daß sie sich nicht im Historischen erschöpft, sondern darüber hinaus von brennender Aktualität ist.

Wer heute über Berlin spricht, gerät leicht in die Gefahr, die mit der gegenwärtigen Position dieser Stadt verbundene Problematik aus Gefühlsgründen zu simplifizieren. Mit Recht aber hat Hermann Heimpel kürzlich in seiner braunschweiger Rede hervorgehoben, daß die Frage der Wiedervereinigung (und diese Frage ist ja im Grunde identisch mit dem Berlin-Problem) für uns „eine Sache des Nachdenkens, nicht der patriotischen Fanfare“ sein müsse und daß „die geschichtliche

(Fortsetzung von Seite 1)

## Summa summarum

Kriegsgeneration von der Universität bemerkbar macht. Die Alten haben noch die Früchte verderblicher Politik mit Bewußtsein sehen können oder müssen und für die Zeit ihres Studiums die Konsequenzen daraus gezogen. Der nachrückenden Generation fehlt das Menetekel des unmittelbaren Erlebnisses. Deshalb wird die Universität wieder weniger eine Stätte der geistigen Begegnung und Auseinandersetzung und der Rest ist ein gut eingefahrener Lernbetrieb, dessen Leitung ab und zu einen netten Betriebsausflug einlegt. Denn mehr als ein x-beliebiger Betriebsausflug einer wohlangesehenen Firma war die Fahrt nach Heidelberg nicht und mehr als ein Dutzendvergnügen war auch der Ball in der Festhalle nicht.

Wenn man sich schon scheut, anlässlich des Universitätsfestes in die offenbar unbehaglichen oder unbequemen Gefilde einer fast unpopulär gewordenen Politik zu gehen, dann hätte man sich bei den eben genannten Veranstaltungen, die an sich nur den Rahmen für das ursprünglich Gewollte abgeben können, etwas mehr einfallen lassen sollen. Beispielsweise hätte sich der Schloßhof in Heidelberg sehr gut für eine Schauluststellung kabarettistischer oder musischer Charaktere geeignet. Vor Jahren hatten wir einmal eine interessante Fotoausstellung als Ergebnis eines Wettbewerbes. Es gab einmal Sportfeste, die, wenn auch nicht allzu viele, so doch aktive Mitwirkende und Zuschauer sahen. Ebenso hätte man ein Quiz origineller Art einlegen können und ähnliches mehr. Aber es ist nicht Sache des Rezeptes, sondern der Mentalität. Solange man allerorten mit dem Verlauf des diesjährigen Festes zufrieden ist und sich stolz an die Brust schlägt wegen der perfekten Organisation, wird ein Rezept für Sinnvolleres nutzlos sein; und solange nicht eine Initiative der Gruppen aufkommt, wie sie andeutungsweise beim „Quartier Latin“ gezeigt wurde, wird das Universitätsfest kein Universitätsfest, sondern eben ein verlängertes Wochenende mit Tanzeinlage bleiben.

W. Schaffernicht

Erfahrung die Leidenschaft zur Geduld zwingt“. Geduld nun scheint mir eine Eigenschaft zu sein, die dem deutschen Volke und seinen Staatsmännern zu ihrem Unheil oft gefehlt hat; in dieser Beziehung könnten wir von vielen asiatischen Ländern, aber auch von Großbritannien Entscheidendes lernen. Politische Geduld ist jedoch nicht mit Unaktivität und Trägheit des Herzens zu verwechseln — sie darf nicht dazu führen, daß man vergiftet oder verdrängt, was einem immer gegenwärtig sein sollte. Beide Gefahren: die den politischen Enderfolg gefährdende Ungeduld auf der einen, das kurzfristig-bequeme mit dem bestehenden Zustand Sich-abfinden auf der anderen Seite gilt es zu vermeiden, wenn anders man die Verwirklichung des Zieles ernsthaft anstrebt und sich nicht mit einem bloßen Lippenbekenntnis begnügen will.

Wohl keiner, der das Glück gehabt hat, in Berlin längere Zeit leben und wirken zu können, wird — gleichviel ob gebürtiger Berliner oder nicht — je die ganz besondere, anregend-dynamische Atmosphäre vergessen, die in dieser Stadt herrschte und, soweit die Umstände das zulassen, heute wieder dort herrscht. Abgesehen vom Politischen war Berlin nach dem Ersten Weltkrieg — in rascher Überwindung eines bis dahin gegenüber manchen anderen europäischen Kapitalen zu beboachtenden „time-lags“ — zu einem Zentrum wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens geworden. Da diejenigen, die diese Blütezeit noch miterlebt haben und womöglich an ihrer Gestaltung selbst teilnehmen konnten, allmählich aussterben, wird es um so dringlicher, der heranwachsenden Generation einen Begriff davon zu vermitteln, was unsere Hauptstadt politisch und kulturell einmal war und, ungeachtet aller materiellen und ideellen Zerstörungen, dank der unverwüsthlichen Lebenskraft und Aktivität ihrer Bewohner mindestens potentiell noch immer ist. Im Bewußtsein der Wichtigkeit dieser Aufgabe haben wir den Regierenden Bürgermeister der Stadt, Herrn Dr. S u h r, gebeten, gelegentlich des heutigen Festes zu uns zu sprechen, und ich darf ihm in Ihrer aller Namen aufrichtigen Dank dafür sagen, daß er sich trotz seiner starken Arbeitsbelastung dieser unserer Bitte nicht ver sagt hat.

Herr S u h r ist nicht nur Stadt- und Landesoberhaupt, er ist zugleich ein seit langem bekannter und geschätzter Professor der Wissenschaft von der Politik, und diese Tatsache gibt mir den Mut, ihn als Kollegen zu bitten, den heutigen Anlaß nur als den Beginn einer engen Zusammenarbeit zwischen den Berliner Hochschulen und der Johann Wolfgang Goethe-Universität zu betrachten. Eine solche Zusammenarbeit in Gestalt eines ständigen Austauschs von Professoren und Studenten wird ein weit

**FRANKFURTER BÜCHERSTUBE**  
SCHUMANN U. COBET

---

Frankfurt am Main · Börsenstr. 2-4 · Fernsprecher 91494

wirksames, weil lebendigeres Mittel als Zeitungsartikel und Rundfunkreportagen sein, um in den Angehörigen unserer alma mater und darüber hinaus in weiten Kreisen der Frankfurter Bürgerschaft das Verständnis für die Eigenarten, die Sorgen, die Nöte und Wünsche Berlins zu wecken und wachzuerhalten — bis zu jenem hoffentlich nicht zu fernem Tage, da unsere beiden Städte durch keine Zonengrenze mehr von einander getrennt sind.

Man begegnet häufig auch bei denen, die diesen Tag — den Tag der Wiedervereinigung — aufrichtig herbeisehnen, einem starken Skeptizismus in bezug auf das, was wir in der Bundesrepublik zur Erreichung dieses Zieles beitragen können. Selbst wenn man diese Skepsis teilt, wird man jedoch — es sei denn, man gäbe sich einem hoffnungslosen Defaitismus hin — die Notwendigkeit anerkennen, die Fackel der Erinnerung nicht verlöschen zu lassen und sich unablässig seelisch wie geistig auf die schwierigen, weitsichtigen Probleme vorzubereiten, die der Tag X mit sich bringen wird. Kein Zweifel, daß dieser zunächst einmal nicht unerhebliche materielle Opfer von uns fordern wird, und es wird geradezu eine Probe auf die Ehrlichkeit und Stärke unseres Wiedervereinigungswunsches sein, in welchem Maße und vor allem: mit welcher Gesinnung wir diese Opfer zu bringen bereit sein werden. Aber neben der Bereitschaft zu materiellen Opfern ist in mindestens dem gleichen Maße der Wille von Bedeutung, den Menschen drüben, die nun schon seit mehr als zwei Jahrzehnten unter der Herrschaft einer erst braunen, dann roten Diktatur gelebt und infolgedessen das unschätzbare Glück einer echten Freiheit des Denkens und Handelns vergessen oder überhaupt noch nie erlebt haben, ohne Überheblichkeit gegenüberzutreten und sie mit nie erlahmender Geduld davon zu überzeugen, daß unsere Ideen und Ideale dem, was ihnen vorgetrommelt und eingehämmert wurde, wirklich überlegen sind. Daß diese Überlegenheit sich nicht in einem größeren Genußmittelkonsum und einer höheren Automobildichtezeitfer erschöpft, können wir freilich die Gegenseite nur dann glauben machen, wenn wir selbst die moralischen Gefahren einer Politik des bloßen „enrichissez vous“ erkennen und diese als mit unserer großen kulturellen Vergangenheit unvereinbar, ja als schlechthin in Widerspruch zu europäisch-abendländischer Tradition stehend ansehen. Und schließlich: wir müssen die geistige Wiedervereinigung cum studio, aber sine ira anstreben und uns an K a n t s „Einteilung der Liebespflichten“ erinnern, der zufolge neben der Wohltätigkeit und der Dankbarkeit die „Teilnehmung“ zu stehen hat, und zwar nicht sowohl in Gestalt einer Hilfe aus Mitleid, die K a n t zurechtend als eine „beleidigende Art des Wohlturns“ bezeichnet, als vielmehr in Form der „humanitas practica“.

Wenn Otto S u h r, der gebürtige Oldenburger, infolge der geheimnisvollen Fähigkeit der alten Reichshauptstadt, sich Menschen vollkommen zu assimilieren, uns trotz seines „s-t“ als echter Berliner gilt, so repräsentiert der zweite Redner des heutigen Tages, Hermann Heimpel, obwohl er entscheidende Einflüsse von seiner Geburtsstadt München empfangt, in schönster Weise den Geist jener kleinen norddeutschen Universität, die in den letzten Wochen die Richtigkeit des J a s p e r s schen Wortes erwiesen hat, daß „der Mensch nicht allein durch biologische Vererbung ist, sondern wesentlich jeweils Werden durch Überlieferung“. Es ist im Grunde dieselbe Gesinnung, die die berühmten „Göttinger Sieben“ 1837 die Emigration einem schwächlichen Verzicht auf ihren Kampf für Recht und Freiheit vorziehen ließ und die in unseren Tagen ihre Nachfahren im Geiste be-seelte, als diese sich mit vornehmer Zurückhaltung, zugleich aber mit allem durch die Sache gebotenen Nachdruck für die Wahrung der Integrität unseres öffentlichen Lebens einsetzten und

sich, um die vor 150 Jahren von dem Leipziger Philosophieprofessor Wilhelm Traugott Krug gebrauchten Worte zu verwenden, gegen „die hier und dort wieder keck hervortretenden Ansprüche gewisser Leute auf die ersten Stellen im Staate und im Heere ohne eignes Verdienst und Würdigkeit“ wandten. Was unsere Göttinger Kollegen, vorbehaltlos sekundiert von ihren Studenten, durch ihren Protest gegen gewisse Entartungserscheinungen des zeitgenössischen politischen Lebens und durch ihre mannhafte Verteidigung der hohen Ideale wissenschaftlicher Forschung und Lehre geleistet haben, war nach Inhalt und Form eine Tat von wahrhaft geschichtlicher Bedeutung, für die ihnen alle, denen diese Ideale am Herzen liegen, zu tiefstem Danke verpflichtet sind. „Gerade nach den bitteren Erfahrungen, die unser Vaterland vor nicht langer Zeit hat machen müssen“, so heißt es in einer einstimmig angenommenen Entschließung von Rektor und Senat der Johann Wolfgang Goethe-Universität, „ist es Pflicht der Universitäten, rechtzeitig in einer dem Wesen der Demokratie gemäßen Weise vor Gefahren zu warnen, von denen sie befürchten, daß sie die wieder-errungenen akademischen Freiheiten und Traditionen sowie das moralische und wissenschaftliche Ansehen der deutschen Hochschulen bedrohen“. In der Tat, nicht nur keine Verletzung demokratischer, rechtsstaatlicher Prinzipien, wie das von hoher Stelle behauptet wurde, lag in der Haltung der Göttinger, sondern gerade umgekehrt die Gewähr für ihre Aufrechterhaltung. Und so großen wir in dem Göttinger Professor Hermann Heimpel nicht nur den ausgezeichneten Historiker, sondern stellvertretend alle jene akademischen Lehrer, die durch ihr Vorbild mit Wort und Tat die hohe Erziehungsaufgabe erfüllen helfen, die in jeder Universität ebenbürtig neben der bloßen Vermittlung von Erkenntnissen und Wissen stehen sollte: die Erziehung unserer Jugend zu freiheitsliebenden und zur Verteidigung der Freiheit bereiten aufrecht-charaktervollen Persönlichkeiten!

Max Weber hat es in seiner bekannten Schrift über „Wissenschaft als Beruf“ als einen Irrtum vieler Studierender bezeichnet, daß sie in dem Professor etwas anderes, als ihnen im Kolleg gegenüberstände, suchten — einen Führer und nicht: einen Lehrer. Weber wollte, aus guten Gründen, die Politik aus dem Hörsaal verbannt sehen, freilich nicht ohne hinzuzufügen, daß der Professor, der sich zum Berater der Jugend berufen fühle und deren Vertrauen genieße, im persönlichen Verkehr mit ihr seinen Mann stehen möge. Innerhalb des Hörsaals jedoch gelte keine andere Tugend als die „schlichter intellektueller Rechtschaffenheit“.

Nun, ich glaube, daß schon die Betätigung dieser Tugend allein einen im besten Sinne des Wortes bildenden Einfluß auf die Jugend auszuüben vermag, daß aber darüber hinaus uns Hochschullehrern die Verpflichtung auferlegt ist, uns auch außerhalb von Kolleg und Seminar um die geistigen und seelischen Nöte unserer Studenten zu kümmern und mit ihnen die entscheidenden öffentlichen Dinge unseres Gemeinwesens zu diskutieren.

Vor fast genau 12 Jahren, unmittelbar vor seiner Hinrichtung, schrieb der Münchener Professor Kurt Huber, das geistige Haupt des Kreises um die Geschwister Scholl: „Als deutscher Staatsbürger, als deutscher Hochschullehrer und als politischer Mensch erachte ich es als Recht nicht nur, sondern als sittliche Pflicht, an der Gestaltung der deutschen Geschichte mitzuarbeiten, offenkundige Schäden aufzudecken und zu bekämpfen“. Und er schloß mit den Worten: „Mein Handeln und Wollen wird der ehernen Gang der Geschichte rechtfertigen; darauf vertraue ich felsenfest“.

Der mutige Kampf der Berliner um ihre Selbstbehauptung, um die Bewahrung ihrer Freiheit, und die jüngsten Geschehnisse in Göttingen haben Hubers Vertrauen als berechtigt erwiesen und dargetan, daß seine und seiner Gesinnungsfreunde Opfer nicht umsonst gebracht worden sind. Und indem ich der Überzeugung Ausdruck verleihe, daß alle Angehörigen, Lehrer wie Schüler der Johann Wolfgang Goethe-Universität, von jenen Vorbildern ermutigt, ihrerseits bestrebt sein werden, Kurt Hubers Vermächtnis zu bewahren, erteile ich nunmehr den Festrednern das Wort zu ihren Ansprüchen.

## Aus der Festansprache des Asta-Vorsitzenden

... Man muß den besonderen Charakter dieses Festes begreifen, um zu wissen, daß es sich nie in Fröhlichkeit und Freude erschöpfen darf. Feiern heißt, sich nicht einspannen lassen in die kleintlichen Dinge des Alltags, Begegnung suchen mit dem Ganzen der Welt und in einen spielerischen Umgang mit ihr treten. Vorausgehen muß die Besinnung, zu der dieses Fest ja beitragen, die durch dieses Fest angeregt werden soll, die Besinnung auf die großen Ziele, die Zusammenschau von Sinn und Ziel des Weltgeschehens, die Weckung des Interesses und der Anteilnahme für Volk, Staat und Gesellschaft, für Politik und Geschichte. Eine Festigkeit soll aus dieser Besinnung her kommen und eine neue Kraft in jedem entstehen lassen und ihn anspornen, seine Phantasie, seine Kritik, seine Leidenschaft und Liebe an die großen Themen der Gesellschaft zu wenden.

Dieser Sinn des Universitätsfestes erfährt seine Erweiterung durch den Besuch der zwanzig Studenten aus Halle, denn dieses Bestreben lebt dieses Mal nicht nur im abgegrenzten Raum einer, unserer Universität, sondern greift hinaus in eine Begegnung mit Studenten anderer Universitäten des von uns getrennten Teiles Deutschlands.

Wo auch immer wir politisch stehen mögen, und was unsere Ansichten auch immer sein werden — wir wollen nie vergessen, daß wir als Studenten die besondere Verpflichtung haben, für die Wiedervereinigung Deutschlands, unseres Vaterlandes in Freiheit, einzutreten. Ihr Besuch läßt uns glauben, daß es möglich ist, die lebendige Einheit, das heißt die menschliche und geistige Einheit zu bewahren und aufrechtzuerhalten, daß Gemeinschaft möglich sei; wirklich die Türen des Ich aufzumachen und das „Wir“ nicht nur zu sagen, sondern auch zu tun.

Wenn Prof. Heimpel in seinen „Gedanken zu einer Selbstbesinnung der Deutschen“ sagt, daß wir uns auf unsere Freiheit nichts einbilden, sondern über dieser Freiheit wachen und sie täglich neu verdienen sollen, daß wir Härte, Brutalität, Egoismus und lautes Wesen in uns bekämpfen sollen und daß wir über uns zu wachen haben, daß der Ruf des Patrioten nach der Einheit des Vaterlandes von dem Lärm einer wiedererweckten nationalen Phrase frei bleibe, so mahnt er uns zu einer Nüchternheit und Bescheidenheit, die aus dieser echten Besinnung resultiert und doch damit gleichzeitig zu einer Zähigkeit und Härte, die bleibender ist als der Schaum oberflächlicher Begeisterung und markt-schreierischen Patriotismus. Ein Deutschland, das sich in der Besinnung auf sich selbst und in der Toleranz gegen andere ein ruhiges Selbstbewußtsein erwirbt, kann nur das Seine tun, um dem Dunkel der Weltverhältnisse im Frieden abzugewinnen, den einen freien deutschen Staat, das brüderliche Deutschland.

Herausgeber: Alexander Böhm, Rudi Eberl, Günter Schwank, Magnus Weber, Werner Wilkening.  
Chefredakteur: Oskar Strobel.  
Redakteure: Udo Kollatz, Werner Schaffernicht, Hanns Schreiner.  
Korrespondent in Bonn: Peter Scholz.  
Geschäftsführung: Oskar Feiber, Frankfurt am Main, Fontanestraße 26.  
Anzeigenverwaltung: Heinrich Götz, Frankfurt am Main, Leerbachstr. 92, Tel. 7 72 09.  
Konten der Zeitung: Rhein-Main Bank Nr. 121 210, Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30158. Manuskripte sind zu richten an „DISKUS, Frankfurter Studentenzeitung“, Universität Frankfurt a. M., Mertonstr. 26, Tel. 7 00 91, App. 213. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seiner Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion.  
Der DISKUS ist das Nachrichtenblatt der „Vereinigung der Freunde und Förderer der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a. M. e. V.“; auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung hat die Vereinigung keinen Einfluß.  
Druck: Druckerei Dr. Günter Zühlsdorf, Frankfurt am Main, Eckenheimer Landstraße 60 b, Tel. 5 11 78.  
Abonnements zum Preise von DM 1,50 für zwei Semester sind unter Einzahlung des Geldes bei der Geschäftsführung zu bestellen.

## Der Spießbürgerschreck

Es war Bundeskanzler Dr. Adenauer, der meines Wissens — wohl mangels besserer Argumente — damit angefangen hat, gewisse demokratische Kreise einfach als Kommunisten oder wenigstens deren Handlanger zu diskreditieren. Man denke nur zurück an die Zeit vor der Bundestagswahl 1953. Damals behauptete der Bundeskanzler, die SPD habe Gelder aus der Sowjetzone erhalten, um ihren Wahlkampf damit zu bestreiten.

Mittlerweile ist die Redewendung „Du bist ein Kommunist!“ Allgemeingut geworden. Will man heute einen politischen Gegner vor der Öffentlichkeit unmöglich machen, so braucht man nur nach einem Grund zu suchen, ihn Kommunist nennen zu können. Und es ist gar nicht so schwer, einen solchen zu finden. Hat er z. B. einmal geäußert, es sei besser, mit Moskau zu verhandeln als eine westdeutsche Armee aufzustellen, bietet sich schon ein Anhaltspunkt, der das Weiterforschen nach „stichhaltigeren Gründen“ lohnend erscheinen läßt. Hat er gar einmal gesagt, daß er Verständnis für diese oder jene Haltung der Sowjets habe, dann ist er schon stark verdächtig und muß in all seinem Tun überwacht und in all seinen Äußerungen ständig überprüft werden. Bezeichnete er gar einmal eine Maßnahme der Satelliten-Regierung Moskaus in Pankow als einen Fortschritt gegenüber früheren Zuständen oder gar eine Errungenschaft, dann ist auch der letzte Zweifel beseitigt: Er ist Kommunist!

Du bist ein Kommunist! Dieses schwerwiegende Wort lastet heute auf manchem überzeugten Demokraten. Der Durchschnitts-Bundesbürger verbindet mit dem Wort Kommunismus alles Verwerfliche, Schreckliche, Grausame und Menschenunwürdige. Ein Kommunist wird heute vielfach einem Massenmörder gleichgesetzt. Und diese Diskreditierung will man ja erreichen.

Allein die deutsche Sozialdemokratie tritt immer wieder offiziell dieser Vergiftung der heutigen Politik entgegen. Schließlich ist sie auch häufig Objekt solcher Verleumdung. Vor allem sind auch die Bestrebungen dieser Partei, innerhalb ihrer Organisation keine Kommunisten zu dulden, anzuerkennen. Das rechtfertigt aber noch nicht, daß man eigene, ehrenwerte Parteimitglieder, deren Vergangenheit und deren Taten für sie bürgen, plötzlich vor ein Parteihrengericht zitiert, wo sie sich gegen verleumderische Anschuldigungen, sie seien Kommunisten, zu verteidigen haben. Dies war jedoch in letzter Zeit schon häufig der Fall.

Diese einfache Art, politisch oder sonst mißliebige Leute als Kommunisten zu desavouieren, feiert auch innerhalb der Studentenschaft Triumphe. Eine hiesige studentische Ver-

einigung setzte vor kurzem einen Ausschuß ein, der mittels Mc-Carthy-Methoden feststellen sollte, wer von den Mitgliedern Kommunist sei. Dabei wurde noch ein Unterschied gemacht zwischen denen, die nur „faktisch für die Ziele der SED und FDJ eintreten“, und denen, die „wirkliche Kommunisten“ sind.

Dieses Symptom ist so traurig, daß man es ernst nehmen muß. Die Jugend — und besonders die studentische — macht den Alten immer zum Vorwurf, daß sie alles über einen Leisten schlagen, daß sie Sache mit Person verknüpfen usw. Man will es besser machen, und macht doch nur dieselben Fehler im Kleinen.

Was sollen diese Untersuchungen? Und wer wirft sich zum Richter auf? — Wer eine Moskareise hinter oder vor sich hat, ist schließlich ebensowenig Kommunist, wie ein anderer Kapitalist ist, nur weil er einmal die USA besucht hat. Wer gar ein wissenschaftliches Buch über den Kommunismus aus Mitteldeutschland bezieht, wird wegen Einfuhr kommunistischen Propagandamaterials vor dem Kadi zur Verantwortung gezogen, und wer nur einmal mit einem FDJ-Funktionär gesprochen hat, bejaht für manche Leute ganz offensichtlich das Terrorregime in Mitteldeutschland.

Wir können es nur begrüßen, daß sich Menschen von hüben und drüben kennenlernen, daß z. B. ost- und westdeutsche Professoren gemeinsam über wissenschaftliche Probleme diskutieren wollen. Es ist widersinnig, solche Veranstaltungen zu verhindern, wie es in den letzten Wochen an unserer Universität geschah. Die Veranstalter eines solchen Gesprächs allein nur um dieser Tatsache willen als Kommunisten zu bezeichnen, ist geradezu lächerlich.

Das Schlagwort „Du bist ein Kommunist!“ ist ein Symptom unserer Zeit, die alles vereinfacht, kein freies Denken mehr zuläßt. Es ist ja auch viel einfacher, einen mißliebigen Politiker als Kommunist zu bezeichnen und ihn damit auf die kalte Art erledigen, als sich mit seinen Argumenten auseinanderzusetzen und sie gegebenenfalls zu widerlegen. Diese Denkarbeit vermeidet man nur zu gern. Und das Denken fällt ja selbst Studenten schwer!

Ich glaube aber, daß die studentische Jugend eine andere Aufgabe hat, als Schablonen nachzuzeichnen. Wir müssen neue Formen suchen, unser bißchen Geist mehr als bisher anstrengen. Und das Wort „Du bist ein Kommunist!“ muß als Argument endgültig aus der Universität verschwinden, bzw. nur noch da angewandt werden, wo es objektiv angebracht und nicht nur als wirksame Verleumdung am bequemsten ist.

Herbert Klingler

eben darum weit gefährlicheres Unwesen aufgefallen, das allerdings weder zu äußeren Farben noch sonstigen Verbindungskennzeichen ausarten dürfte — eine Art gemeinsamer Geistigkeit (wenn man dabei voraussetzt, daß gleiche Worte ein Zeichen gleichen Geistes sind). Geistigkeit an einer Universität ist an sich etwas Natürliches, Erstrebenswertes, wobei nur zu beachten bleibt, daß stereotype Formulierungen letzten Endes weder mit Geist noch mit der damit eng zusammenhängenden Freiheit zu tun haben. Diskussionsbeiträge — vornehmlich in der philosophischen Fakultät, wo die Anhänger jener Geistigkeit besonders zahlreich auftreten — beginnen neuerdings so: „Nun, dazu würde (ursprünglich hieß es an dieser Stelle dann Kant oder Hegel, jetzt heißt es häufig auch schon Tocqueville, Saint-Simon u. a.), wenn ich ihn recht verstehe, folgendes geantwortet haben...“

Die weiteren, subtileren Symptome dieser Jüngerschaft kann jeder, der auch nur einmal in einer Vorlesung von Prof. Adorno war, leicht dem Artikel im Juni-DISKUS (Im dunklen Licht der Hoffnung, Seite 8) entnehmen. Hier handelt es sich nicht mehr nur um gleiche Formulierungen wie „ausmachen“, „es wäre töricht, ankreiden oder nicht ankreiden zu wollen“ usw., sondern es werden auch inhaltliche und stilistische Wertungen ausgesprochen, die zwar dem Meister „adäquat“ sein mögen, wenn er seine eigenen Haltung gegenüber Kant, Hegel usw. darstellt, aber doch recht merkwürdig hier in der Beziehung auf Adornos eigenes „Werk“ anmuten.

Im übrigen hat man zwar schon zu Lebzeiten berühmter Persönlichkeiten Nekrologe geschrieben, nur um sie dann beim Tode sofort zur Veröffentlichung zur Hand zu haben, man hat aber dann auch Takt genug gehabt, deren Ableben abzuwarten. In einer Studentenzeitung jedoch wirkt der Lobpreis auf die eigene Ware besonders peinlich, zumal wenn sie gestohlen ist. E. Engel

## Die Ausgangslage

Ist die Berieselung mit bestimmten Schlagworten nur stetig genug, kann sich auf die Dauer niemand den damit verbundenen Assoziationen entziehen. Auch nicht unser sonst so unabhängiges, laut Gesetz nur der Verfassung und dem Gewissen der amtierenden Richter unterworfenen Bundesverfassungsgericht. Wird ihm doch unablässig eingeredet, seine Entscheidungen hätten letzten Endes notgedrungen politisch und nicht juristisch zu sein. Daß die als Juristen gewählten Richter sich unter diesem ständigen Einfluß der öffentlichen Meinung allmählich in Politiker verwandeln, beweist ihr sogenanntes „Saarurteil“. In den Gründen wird festgestellt — der Wortlaut läßt dabei keinen Zweifel an der Allgemeingültigkeit der These —, das Bundesverfassungsgericht dürfe bei der Prüfung eines völkerrechtlichen Vertrages, der politische Beziehungen des Bundes regelt, vor allem nicht die politische Ausgangslage aus dem Blick verlieren, aus der der Vertrag erwachsen sei, und auch nicht die politische Realität, die zu gestalten oder zu ändern er unternehme. Den Hütern unserer Verfassung liegt also weniger an der Feststellung, ob ein völkerrechtlicher Vertrag mit dem Grundgesetz (rein juristisch) vereinbar ist — entscheidend sind nach ihrer Meinung vielmehr politische Ausgangslage und politische Realität, deren Berücksichtigung streng juristische Bedenken verblasen läßt.

Man wird wohl keinen Zweifel daran haben dürfen, daß eine auch nur einigermaßen vernünftige Regierung stets der Ausgangslage und den politischen Realitäten ihres Handelns Rechnung tragen wird — sonst wäre das, was sie triebe, nicht Politik. Aber wenn wir vom Bundesverfassungsgericht dann nochmals Ausgangslage und Realität aufgetischt bekommen und nicht erfahren, was von dem Handeln einer Regierung verfassungsrechtlich zu halten ist, dann erhalten wir zweimal Politik, und daß auch einmal Recht dabei ist, ist nicht mehr garantiert.

Die Öffentlichkeit redet seit geraumer Zeit von einem „roten“ und einem „schwarzen“ Senat des Verfassungsgerichtes. Daß die Seelen der Richter dieser Suggestion auf die Dauer widerstehen, ist bei ihrem schnellen Einlenken in die „notgedrungen politische“ Linie ihrer Entscheidungen nicht länger zu hoffen.

Udo Kollatz

## Volksgaudi

Als am 16. und 17. Juni 1953 Ostberliner und Mitteldeutsche die Revolution machten, schenkten sie den Westdeutschen einen bezahlten Feiertag. Diesen Tag, den „Tag der deutschen Einheit“, sollen wir zum Anlaß nehmen, uns wenigstens einmal im langen Jahr mit voller Bewußtheit der schmerzlichen Teilung des Landes zu erinnern. Am 17. Juni werden deshalb hierzulande Reden gehalten, Freiheitsfeuer abgebrannt, Denkmäler eingeweiht, Grunewaldkiefern gepflanzt — als Symbole der Zusammengehörigkeit, wie die gängige Phrase heißt. Vorzugsweise zelebrieren Oberbürgermeister, Parteivorsitzende und „Persönlichkeiten“ diese Handlungen, dieweil das übrige Volk herumrätselt, was das alles zu bedeuten habe, und wie man den freien Tag herumbringen solle. Es wälzt seine Verpflichtung ab auf Oberbürger-

meister und Parteivorsitzende, um bar aller potentiellen Gewissensbisse den geschenkten Tag auf erholsame Weise konsumieren zu können.

In Fulda, einer Stadt von 45 000 Einwohnern und unweit der Zonengrenze, hatte man heuer eine besondere Geschmacklosigkeit ausgeheckt, den 17. Juni so kurzweilig wie möglich zu machen. Der Schützenverein (Tradition: 300 Jahre) lud zu einer Volksgaudi mit der Anpreisung: „Morgen, am Tag der deutschen Einheit, Eröffnung des Schützen- und Volksfestes“. Selten wird man eine so enge Beziehung zwischen Volks-Aufstand und Volks-Fest finden. Geschmacklosigkeit? Nein, das wäre eine harmlose Simplifizierung. Man muß es wohl Provokation nennen. Wiewohl sich niemand provoziert fühlte. Ein bunter Umzug, Musik, Schützenkönig, dreifaches „Gut-Schuß“, Prunkkarosse, Zuschauer, Beifall, Hallo — niemand nahm Anstoß. Woran auch? Berlin ist weit und die Toten vom 17. Juni schon lange kalt. Erich Faßbender

### Leserzuschrift: Non licet bovi

Ich liebe es nicht, schon an jeder Geste und jedem in einem bestimmten Brustton der Überzeugung gesprochenen Wort erkennen zu müssen, aus welchem Zentrum ein Student diese Erfüllung seines sonst so unauffälligen Wesens empfangen hat — daher stammt auch meine Antipathie gegen jegliches Korporationswesen.

In letzter Zeit ist mir jedoch immer häufiger ein weit „subtileres“ und der Selbständigkeit studentischer Persönlichkeiten

## Eine Frage?

Kennen Sie die vielen  
Situationen des täglichen  
Lebens, in denen Ihnen  
Ihre Bank helfen kann?  
Besuchen Sie uns,  
wir beraten Sie mit  
großer Erfahrung.



**RHEIN-MAIN BANK**  
AKTIENGESELLSCHAFT  
FRÜHER DRESDNER BANK

Frankfurt a. M., Gallus-Anlage 7



# ROMANTIK FÜR EINEN TAG

Der „Sonderzug“ rollt — obwohl es den Wagen nicht gleich anzusehen war, daß sie zu solchem Tempo noch fähig sein könnten. Durch die Gänge schweben in bunter Reihe die letzten Modelle der Modesaison und jungsemestrigere Herren mit flotter Fliege, die sich einen Überblick über vorhandene Möglichkeiten machen wollen, folgen auf den jeweiligen Füßen. Wir zählen die Burgen der Bergstraße, treiben Heimatkunde und merken, daß wir fast keine Ahnung von der nahen Umgebung unserer alma mater haben. Zum Trost und als Grundlage für kommende Ereignisse einen Schluck aus der Flasche! Wie ist es denn mit Heidelberg? Muß ja wohl uralt sein und irgendwie romantisch — wie hieß nur der französische General, der es zerstört hat? Nein — nicht vor 10 Jahren, vielleicht vor 300! ...ac war am Ende seines Namens — die jämmerlichen Reste einer Geschichtsstunde.

Am Hauptbahnhof teilen sich die Meinungen und damit die Gesellschaft. Das Gros fährt, wie geplant bis Karlstor. Die Individualisten lockt der bundespräsidial eingeweihte Bahnhofneubau aus dem Zug; nach einem anerkennenden Blick auf Glas und Beton müssen sie aber feststellen, daß man am äußersten Ende von Heidelberg, trotz einer „Straßenbahnankunft“ auf Schusters Rappen, wenn man die eleganten Formen aus dem Hause Bally-Prange noch so nennen darf, angewiesen ist. Doch wir sind ja noch voller Unternehmungslust und man klappert auf den hochhackigsten Schuhen rasch der Stadt zu in der Aussicht in Kürze auf Neckarwellen geruhsam gen Neckarsteinach getragen zu werden. Allen Wetterprognosen zum Trotz herrscht Sommerwetter; in Ost und West hat man wohl dem Universitätsfest zuliebe die Atombombenversuche unterbrochen, und dem Sonnenbad an Deck steht nichts im Wege.

Die Kunstbessenen beziehungsweise Romantiker suchen indessen das Alt-Heidelberg der Lieder, Operetten und Filme. Da ist die Universität, nun bald 570 Jahre alt, deren Mensa wir „40jährigen“ Frankfurter schon mehr als Museum betrachten. Dort die Heiliggeistkirche mit den Verkaufständen und der alte Brückenturm mit dem hübschen Spruch:

Was thustu mich hie angaffen?  
Hastu nicht gesehen den alten Affen  
Zu Heydelberg sich dich hin und her  
Da findestu wol meines gleichen mehr.

Der Brückenturm mit Affen wurde 1689 von den Franzosen gesprengt.

Es macht uns Spaß, durch die Gäßchen zu streifen und mit einem Blick in das Butzenfenster eines der unzähligen Korporationshäuser die uralten Schattenrisse längst verblichener Zechbrüder zu belächeln. Das moderne Frankfurter Gemüt wehrt sich noch gegen das unglaubliche Wirrwarr von Gäßchen, Winkeln, Erkern und verbauten Dächern. Aber die Moderne gibt keinen Rückhalt oder wenigstens heute verläßt sie unseren Sinn. Die vielen Rosenhecken versöhnen uns mit dem unruhigen baulichen Bild und das Unruhige wird Romantik. Nur gibt es auch hier Verkehr und der verträgt sich schlecht mit den Idyllen. Wir beraten, ob wir ihn verbieten lassen könnten.

Um das Vergangene in seiner reserviertesten Form zu finden, pilgern wir am Fuße des Schloßberges von einem Antiquitätenladen zum anderen. Kiloschwere Klingelzüge, grasgrüne Lüster, Samtkissen mit Schloßbeleuchtung und Spieluhren. Für Spieluhren habe ich eine Schwäche. Aber ich muß mich belehren lassen, daß die Form, die ich suche, erst hundert Jahre ist — hier fängt man im Antiquariat aber erst mit zweihundert Jahren an. Man verweist uns freundlich zur Konkurrenz. Wenn das ein Zug der Romantik ist, dann lebe sie!

Wie unsere Füße noch eine Nacht durchtanzen sollen, überlegen wir besser nicht. Etwas ermattet bummeln wir den Schloßberg hinauf. In der Linken ein Brötchen, in der Rechten ein Knackwürstchen macht man die Honneurs. Die Frankfurter konzentrieren sich allmählich auf die Schloßgegend.

Der Blick vom Schloßgarten auf das Neckartal ist von unzähligen hübschen und kitschigen Postkarten her bekannt — und auch für uns wieder schön. Die kleine Verspätung beim Schloßeinlaß stört uns nicht, denn nicht nur die Terrassenanlage und der Ausblick sind reizvoll, auch die sich nun entfaltende Modenschau der neuesten Kreationen fesselt uns, und wir gehen zum Kellerfest mit dem Wissen, daß ein Rock ohne „Stufe“ kein Rock ist.

Ein schöner Saal in geschmackvoller Dekoration empfängt uns. In den Kellern verhüllen ganze Birkenhaine den nackten Stein. Es ergibt sich im Laufe der Nacht recht bald, daß der

sogenannte Königssaal in früheren Zeiten als Frauenzimmerbau oder auch als Bandhaus treffend bezeichnet war. Ist es doch wohl zum erstenmal in der Geschichte der Frankfurter Universitätsfeste, daß reichlich „Frauenzimmer“ zum Tanze sind; und es wird dabei Band um Band geschlungen. Heiße Tänze bringen selbst die kühnsten Kellernischen zur Erwärmung. Die Größenordnung der diversen Kapellen ist wohl ausgewogen mit den Preisen, den Möglichkeiten der Getränkekarte und der Güte der Tanzböden. Alles ist so gut organisiert, daß man die ordnende Hand gar nicht spürt. Der Durchschnittskommilitone ist anfangs über die Tischordnung etwas befremdet. Es gibt wie immer zu viele „Reservate“. „Reserviert für Magnifizenz, für den AstA, für die Freunde und Förderer, für den Lehrkörper, für die Universität Halle usw.“ Es ist nicht einzusehen, warum die Freunde

## Ball

Vielleicht dachte mancher beim Abschlußball in der Kongreßhalle, daß die Veranstaltung mehr Besucher verdient hätte. Die begeisterten Tänzer waren jedenfalls ganz froh, daß sie immer ein Quadratmeterchen Parkett fanden, um eine Sohle draufzulegen, wie man so schön sagt. Also die Auserwählte um die verlängerte Taille (bezieht sich auf H-Mode) gefaßt und eins gewagt. Ein Tänzchen, zu dem Robby Spier und seine rundfunkbekannten Mannen die melodische Grundlage gaben: Tanzmusiksynkopen wagten sich aus glänzenden Instrumenten, schlängelten sich schüchtern an zwei Gummibäumchen hoch und verloren sich zwischen tageshellen Neonlampen. Neonlampen sind übrigens bei Damen sehr gefürchtet, erfuhr ich, da sie den Teint sooo blaß erscheinen lassen und etwas mehr Rouge aufgetragen werden muß. Naja.

Wo waren wir stehen geblieben? Ach richtig, bei Synkopen. Es wurde also vom Startschuß an getanzt. Später unterbrach man sich und zischte, als der liebenswürdige AstA-Vorsitzende sagte, es seien keine Professoren da und Professor Hein völlig übersah, der sich schon bestens unter-

und Förderer nicht lieber mitten zwischen dem Geförderten säßen, warum der AstA sich neben seinen vielen amtlichen Sitzungen auch hier zusammensetzen muß, warum die Hallenser Gäste lange warten mußten bis sich der oder jener über die Sitzordnung hinwegsetzte und es ist endlich selbstverständlich, daß Magnifizenz auch im vollsten Saal nicht stehen muß. Dies als zarten Wink für die Zukunft. Überdies saß und tanzte doch bald alles durcheinander.

Das Feuerwerk nebst rosa Schloßbeleuchtung sind ein voller Erfolg. Rotierende Sonnenräder, Wasserfälle und hohe Lichtgarben werden mit begeisterten Kommentaren begrüßt. Man hat sich alle Mühe gegeben. Dagegen kommt der in der Erinnerung erstehende brennende Rheingrafenstein zu Münster am Stein nicht an.

Pünktlich findet der Aufbruch zum Zug statt, der eine müde Gesellschaft aus der Romantik in den nüchternen Frankfurter Morgen zurückbringt.

Annemarie Schaffernicht

hielt. Vielleicht schaute man auch einen Augenblick den prominenten Bildfängern vom Filmstudio zu, die mit Scheinwerfern, zugehörigen Stativen und Leitungen eine erstaunliche Betriebsamkeit entfaltet.

Was getanzt wurde? Nun, Polka, Wiener Walzer, Raspa und was es so alles gibt. Die nüchterne Kongreßhalle konnte schon ein bißchen Erschütterung vertragen, und die Atmosphäre konnte ja nicht lange so kalt bleiben wie das Büffet. Übrigens fand man, wenn man suchte, auch eine Bar. Ja, nur eine.

Nach dreiundzwanzig Uhr kam Seine Magnifizenz, wurde freudig begrüßt, tanzte zusammen mit fünf Veranstalterpaaren einen Extratanz (langsamer Walzer), unterhielt sich mit einer Kommilitonin mit weißer Schleife und blonden Haaren, trank einen Kaffee und ging bald wieder.

So feierte man also Universitätsfest. Eine belanglose, gut organisierte Angelegenheit. Jedenfalls dieser Abschlußabend. Es fehlte leider die Stimmung, die Robby Spier zwar manchmal gewaltsam hochpeitschte, die sich aber im zu großen Saale totlief.

Aber wenn man schon beim Feiern war, wollte man nicht aufhören, und so wurde es doch ziemlich spät. Jedenfalls ein Lob für die Veranstalter, die guten Willens waren.

Klaus Eitel

## Theaterkritik

### Zeitgemäß pointierter Grabbe

Wenn im Festsaal des Studentenhauses im Zuschauerraum die Lampen erlöschen, tritt der Student Christian Dietrich Grabbe auf. Gekleidet in die Tracht des Jahres 1822, setzt er sich an einen kleinen Tisch auf dem Balkon rechts oberhalb der Bühne. Nachdenklich tunkt er eine gefärbte Gänsefeder ins Tintenfaß; sie kratzt über Papier, und die Bühne erhellt sich. Das Lustspiel, das der zwanzigjährige Grabbe zu schreiben beginnt, wird vor aller Augen auf der Bühne zur Wirklichkeit einer komödiantisch gelungenen Aufführung.

„Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ hat keine fortlaufende Handlung. Spannung erzeugt wird nur durch die treffsicheren Repliken und das Verhalten der auftretenden Personen, den frierenden Teufel und seine jugendliche Großmutter, Kaiser Nero im Bettlaken, den Lyriker Rattengift und den pistolenknallenden, Wildwest und Schiller persiflierenden Freiherrn von Mordax. Jeder Einfall Grabbes ist ein Ausfall gegen die Arroganz der Arrivierten und Nichtsköner, gegen den tierischen Ernst und die satte Zufriedenheit der heraufkommenden bürgerlichen Gesellschaft, ein Angriff auf die solide Verlogenheit, die den Kitsch duldet.

Statt des erkrankten Richard Weichert hat Klaus Schlette selbst Regie geführt. Alle im Originaltext verstreuten Anspielungen auf literarische Untiefen und politische Albernheiten der Studienzeit Grabbes wurden drastisch auf Gegenwärtiges umgemünzt. Das Publikum hatte soviel Freude an den aggressiv gemeinten Bosheiten, daß es nicht ganz verständlich ist, weshalb der auftretende Grabbe ihnen nicht wie seinerzeit Brecht zurief: „Glottz doch nicht so romantisch!“

Mit besonderem Beifall wurden die Schauspieler bedacht. Henry Thompson als Teufel, Wolfgang Schön-Siener's Freiherr von Mordax, und vor allem Klaus Schlette als Dorf-schulmeister, haltlos und versoffen, „jeder Zoll ein Schnaps“.

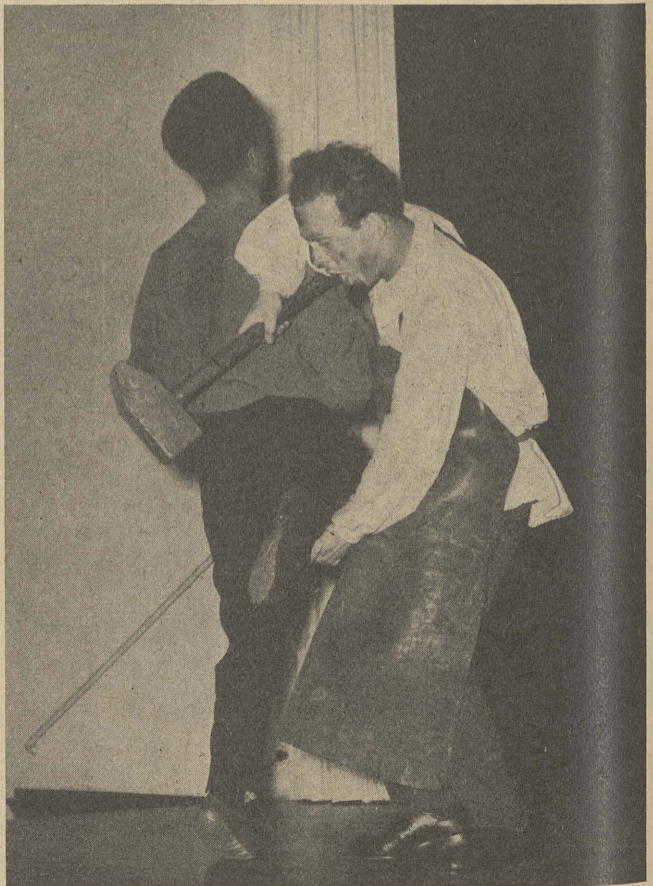
Andreas Donath

### Scherz, Satire, Ironie ohne tiefere Bedeutung

Man mußte schon ein ausgekochter Philologe sein, um in diesem Stück (wir wollen den wahren Titel Grabbes nicht verschweigen; er lautete nämlich: „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“) die tiefere Bedeutung zu erkennen. Es war mehr

eine Aneinanderreihung von teils possenhaften, teils klamottenartigen Szenen, denen jedoch der feste Rahmen fehlte. Daß es trotzdem seinen Sinn als Beitrag der Studiobühne zum Universitätsfest nicht verfehlte, bewies der lebhafteste Beifall, den die Nicht- und Studenten (-innen) bei allen Aufführungen spendeten.

Maßgeblichen Anteil daran hatte Klaus Schlette, der an Stelle des erkrankten Richard Weichert die Regie führte. Sein Versuch,



Der Teufel und sein Hufschmied. Aufnahme: Günter P. Schölzel

die ironischen Anspielungen Grabbes auf seine Zeit zu aktualisieren blieb jedoch mehr oder weniger dilettantisch, da das einfache Vertauschen von Worten zwar ganz reizvoll (wie der Erfolg bewies), jedoch dem Niveau einer Studentenbühne nicht ganz angemessen ist.

Vielleicht leistet Herr Schlette bis zu der Erlanger Theaterwoche noch einige dramaturgische Arbeit, auch auf die Gefahr hin, daß er Teile des Stückes umschreiben muß.

Die Leistungen der Schauspieler waren unterschiedlich. Hervorzuheben sind jedenfalls Henry Thompson als Teufel, Klaus Schlette in der Rolle des Schulmeisters und Wolfgang Schön-Siener als Mordax.

F. G.

Im Verlauf eines Gesprächs mit der Redaktion des DISKUS äußerten Mitglieder der Delegation aus Halle übereinstimmend ihre Freude und Dankbarkeit über den freundlichen Empfang und die liebenswürdige Bewirtung durch unsere Frankfurter Kommilitonen und baten uns, dies bekannt zu geben.

Die Redaktion



Junger Hochschul-Nachwuchs und altbewährte Wissenschaftler arbeiten bei uns  
gemeinsam: Die Forschung von heute dient der Produktion von morgen!

FARBWERKE HOECHSTAG. vormals Meister Lucius & Brüning FRANKFURT (M) - HOECHST

VEREINIGUNG VON FREUNDEN UND FÖRDERERN  
DER  
JOHANN WOLFGANG GOETHE-UNIVERSITÄT E. V.

Neue Mitglieder:

Herr Professor Dr. Helmut Coing  
Frankfurt am Main, Forsthausstraße 96  
Herr Direktor Hans-Günther Regenbogen  
Frankfurt am Main, Forsthausstraße 88  
Firma Andreae-Noris Zahn Aktiengesellschaft  
Pharmazeutische Großhandlung  
Frankfurt am Main, Hohenstaufenstraße 17—25

## Senat und Farbentragen

Es ist bekannt, daß der Streit um das Recht des Farbentragens in der Öffentlichkeit schon seit Jahren zwischen den interessierten Verbindungen und der Frankfurter Universität mehr oder weniger offen ausgetragen wird. Die Frankfurter Universität hielt sich in dieser Frage streng an einen Beschluß der westdeutschen Rektorenkonferenz vom 11. Oktober 1949, der das Farbentragen verbot, weil durch „Farben und Mensur erneut eine Spaltung in die civitas academica hineingetragen und eine Kluft zwischen den Studenten und weiten Kreisen unseres Volkes aufgerissen würde“. Dieser Beschluß wurde durch die Bonner Rektorenkonferenz am 3. August 1950 bekräftigt.

Die Verbindungen, die sich um eine Zulassung als studentische Vereinigung der Frankfurter Universität bemühten mußten sich schriftlich verpflichten, diese Grundsätze anzuerkennen. In den ersten Jahren nach dem Krieg fiel diese Verpflichtung nicht sonderlich schwer. Die Kriegsgeneration bemühte sich, fern aller restaurativen Tendenzen, um eine neue, den Gegebenheiten und Erfordernissen der modernen politischen und sozialen Struktur, angemessene Form — um einen „neuen Lebensstil“ — auch in den traditionellen Verbindungen. Daß diese Form nicht gefunden wurde, ist universitätsbekannt. Darum kam es zu den Meinungsverschiedenheiten zwischen den Verbindungen und der Universität, und nur so werden die Beschlüsse der Rektorenkonferenzen verständlich.

1954 schloß sich ein Teil der Frankfurter Verbindungen zu einer „Arbeitsgemeinschaft Frankfurter Korporationen“ zusammen, um, wie es in der Vereinbarung heißt, „gemeinsame Interessen im Rahmen der Universität und der Studentenschaft wirksam zu vertreten“. Eine deutliche Folge der Tätigkeit dieser Arbeitsgemeinschaft ist zum Beispiel der sehr hohe Prozentsatz von Verbindungsstudenten im Frankfurter Studentenparlament. Damals, als die Vereinbarung der Verbindungen zustande kam, wandte sich das Frankfurter Studentenparlament in einer Resolution an den Senat der Universität, um eine Überprüfung des Verbots, Farben zu tragen, zu erwirken. Die Rechtmäßigkeit dieser Entschliebung wurde angefochten. In der darauffolgenden Urabstimmung fehlten aber vier Stimmen zur erforderlichen 50-prozentigen Wahlbeteiligung. Die Resolution blieb deshalb wirksam. Nach fast einem Jahr, am 22. Juni 1955, griff der Senat die Frage auf. Leider war in dieser Sitzung die Atmosphäre durch einen offenen Vertragsbruch der katholischen Korporationen nicht gerade günstig. Diese hatten im Gegensatz zu den bestehenden Abmachungen in der Öffentlichkeit Farben getragen. Allerdings war der Rektor vorher von diesem Conventsbeschluß unterrichtet worden. Diese Handlung der genannten Korporationen bleibt unverstänlich, zumal es hätte bekannt sein müssen, daß sich der Senat der Frankfurter Universität acht Tage später mit diesem Komplex beschäftigen würde. Oder wollte man dadurch eine offene Frontstellung gegenüber der Universität beziehen?

Es ist erfreulich und beruhigend, daß der Senat den Fehdehandschuh nicht aufgenommen hat. Er hat sich dabei wohl von dem Gedanken leiten lassen, daß eine offene Kontroverse und verwaltungsgerichtliche Entscheidungen der Hochschulgemeinschaft abträglich wären. Es wurde ein Ausschuß gebildet, der sich mit den betreffenden Verbindungen um eine Klärung aller aufgetretenen Fragen im persönlichen Gespräch bemühen wird. Hoffentlich sind auch die Korporationen so einsichtig, diesen Weg mitzugehen. Dann könnte der angebotene Burgfrieden bis zur endgültigen Klärung durch ein in Kürze zu erwartendes bundesgerichtliches Urteil erhalten werden. H. S.



Gegründet: 1909

Jahrzehntelang der Universität Frankfurt a. M. verbunden steht Ihnen immer das

*Haus der Bücher*

**PETER NAACHER**

FRANKFURT AM MAIN

Steinweg 3 (An der Hauptwache)  
mit seiner

**Buchhandlung für Universitätswissenschaften**

Bockenheimer Landstraße 133 (bei der Universität)

Ruf: 67644 / 96641-43

für Ihre Bücherwünsche jeder Art zur Verfügung

## Hochschulnachrichten

An der Johann Wolfgang Goethe-Universität wurde bei der satzungsmäßig vorgeschriebenen Neuwahl des Rektors der Professor für Römisches Recht, Bürgerliches Recht und Rechtsphilosophie, Dr. iur. Helmut Coing, für das Rektoratsjahr 1955/66 gewählt.

Prorektor wird satzungsgemäß der derzeitige Rektor Prof. Dr. rer. pol. Fritz Neumark.

Die Wahl bedarf zu ihrer Rechtsgültigkeit der Genehmigung des Hessischen Ministers für Erziehung und Volksbildung.

Zu Dekanen für das Rektoratsjahr 1955/56 wurden gewählt:

Rechtswissenschaftliche Fakultät:

Prof. Dr. iur. Helmut Riddler (Öffentliches Recht)

Medizinische Fakultät:

Prof. Dr. med. dent. Joachim von Reckow (Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde)

Philosophische Fakultät:

Prof. Dr. phil. Gottfried Weber (Deutsche Philologie)

Naturwissenschaftliche Fakultät:

Prof. Dr. rer. nat. Hermann Hartmann (Physikal. Chemie)

Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät:

Prof. Dr. rer. pol. Karl Hagennüller (Betriebswirtschaftslehre, insbesondere Bankbetriebslehre)

Beim akademischen Festakt des diesjährigen Universitätsfestes wurden folgende akademische Ehrungen ausgesprochen:

Dem bisherigen Ehrenbürger der Universität, Herrn Dr. iur. Alfred Lotichius, Frankfurt am Main, wurde in dankbarer Anerkennung seiner großen Verdienste um die Universität seit ihrer Gründung die Würde eines Ehrensenators verliehen.

Herrn Friedrich Stampfer, Kronberg/Taunus, wurde, in dankbarer Anerkennung seiner hingebungsvollen Verdienste um die der Universität angegliederte Akademie der Arbeit, die Würde eines Ehrenbürgers der Universität verliehen.

Die Medizinische Fakultät der Johann Wolfgang Goethe-Universität verlieh Herrn Dr. Carl-Adolf Schleussner, Inhaber der Dr. C. Schleussner Fotowerke GmbH., Frankfurt am Main, in Anerkennung der Hilfe, die er der medizinischen Wissenschaft und Praxis durch seine schöpferische Tätigkeit in der Röntgen- und Fotochemischen Filmindustrie geleistet hat, ehrenhalber Titel und Würde eines Doktors der Medizin.

Die Naturwissenschaftliche Fakultät der Johann Wolfgang Goethe-Universität verlieh anlässlich seines 75. Geburtstages Herrn Prof. Dr. med. h. c. Georg Hohmann, München, dem ersten Rektor der Universität Frankfurt nach dem Zusammenbruch, in Würdigung seiner hohen wissenschaftlichen Verdienste sowie zum Dank für seine aufopfernde Tätigkeit während seines Rektorats ehrenhalber Titel und Würde eines Doktors der Naturwissenschaften.

## Besuch aus Halle

Der erste Versuch ist vorüber. Zum diesjährigen Universitätsfest weilte eine Gruppe von zwanzig Studenten aus Halle mit ihren Delegationsführern in Frankfurt. Sie waren privat bei ihren westdeutschen Kollegen untergebracht. Dieser Versuch war ein Wagnis. Der AstA setzte seine Stellung im VDS einer gewissen Gefahr aus, denn es ist wohl die Frage zu stellen, ob eine Einladung, die im Studentenparlament ausführlich beraten, vom Referenten für Gesamtdeutsche Studentenfragen offensichtlich vorbereitet und vom Präsidenten des Studentenparlamentes namentlich unterschrieben war (die Amtsbezeichnung wurde allerdings weggelassen) tatsächlich und ausschließlich privat sein kann. Dazu waren die Gäste nicht etwa einzelne Studenten, es handelte sich vielmehr um eine Delegation der Universität, die von ihrem Rektor beauftragt war, ein Schreiben und eine Festschrift zu überbringen. Alle diese Überlegungen, die ihr Gewicht nur für den AstA und das Parlament haben, stehen für uns zurück hinter der Frage nach dem Erfolg dieses ersten größeren Zusammentreffens. Wer geglaubt hatte, daß jene zwanzig aufrechten FDJler nach der Katharsis jener vier Tage als innerlich geläuterte Widerstandskämpfer in die DDR zurückkehren, sah sich freilich getäuscht. Es sollte in der Tat weit weniger gelingen. Es kam meist noch nicht einmal zu einer Aussprache von Mensch zu Mensch, weil unsere Gesprächspartner ausschließlich als Ver-

1945 an. Daraus könnte man die Folgerung ziehen, daß es sinnlos sei, ähnliche Begegnungen in der Zukunft herbeizuführen. Das aber hieße von uns aus die Wiedervereinigung in den Schornstein schreiben. Es ist zwar unbequemer aber sicherlich wirkungsvoller, sich zukünftig auf einen ebenso unverblühten, wie kompromißlosen Gesprächstenor umzustellen. Das dies zunächst zu keinem fruchtbaren Gedankenaustausch führen kann, soll unwidersprochen bleiben. Es zwingt aber unsere parteitreuen Partner aus Halle zu der Überlegung, ob sie in Zukunft etwas zugänglicher für die ernsthaften Argumente von unserer Seite sein wollen. Und erst dann fängt das Gespräch an. hs.

### Und was nun?

Unsere Gäste aus Halle sind wieder abgereist und vielleicht schon vor ihnen einige Illusionen, die sich viele über den Besuch gemacht hatten. Nicht daß sie mit politischen Kampfpapieren unser Universitätsfest gestört hätten, ganz im Gegenteil — es war von Anfang an ein herzlicher Kontakt zwischen den Hallenser Gästen und dem leider zahlenmäßig sehr kleinen Häuflein der Frankfurter Gastgeber. Daß dieser Kontakt aber über ein Austauschen von persönlichen Höflichkeiten nicht hinausging, nicht hinausgehen konnte, weil unsere politischen Anschauungen so weit auseinanderliefen, das hinterläßt ein Gefühl der Bedrückung. Sollte man bisher geglaubt haben, daß bei solchen Gesprächen die Politik auszuklammern sei, dann war das einfach ein Beweis bundesrepublikanischer Naivität. Die Politik ist bei unseren Kollegen aus der Zone ein Kriterium in ihrem Alltagsleben geworden. Berücksichtigt man das nicht von Anfang an, dann müssen alle Gespräche logischerweise an der Oberfläche bleiben.

Eine zweite Lehre sollten wir aus diesem Besuch ziehen. Wir müssen uns daran gewöhnen, sie in Zukunft nicht mehr zu unterteilen in FDJ-Mitglieder und Nicht-FDJ-Mitglieder, sondern vielmehr in sattelfeste Funktionäre und noch nicht sattelfeste Funktionäre. Dieser Gedankengang ist nicht sehr bequem, weil wir nämlich damit eingestehen, daß wir dem Problem Ost—West aus dem Weg gegangen sind, als eine Differenzierung nach Parteibuchinhabern und Nichtinhabern noch möglich war.

Aber was nun? Sollen wir uns in Resignation wieder in unser ruhiges Dasein zurückziehen, mit dem beruhigenden Gefühl: Wir haben es ja gleich gewußt, daß alles keinen Zweck hat!

Nein! Es muß ein weiterer Schritt getan werden. Wir müssen die Einladung der Hallenser Studenten annehmen, mit kritischem Sinn ihre Einstellung betrachten und dann urteilen. Das allein läßt hoffen, daß weitere Treffen besser vorbereitet sind und daß wir dann bei Diskussionen über Argumente verfügen können, die durch sachliches Wissen fundiert sind. Freundlichkeit und Kontaktbereitschaft können dann mit mehr Selbstverständlichkeit gewährt werden. Klaus M. Ellrodt

Man muß immer etwas haben, auf das man sich freut, und das ist schon eine gescheite Gewohnheit, sich einen Wunsch vorzunehmen, auf dessen Erfüllung man spart. Mörike

Wir pflegen eine ganze Reihe von Sparformen und beraten gerne über die für Sie vorteilhafteste



**STADTSPARKASSE**  
FRANKFURT AM MAIN

Börsenplatz 5 · Telefon-Sammel-Nr. 90021

Zweigstellen im ganzen Stadtgebiet

# Der tanzende Kreis

„Zwei konzentrische Kreise ergeben einen Ring. Und darauf steht Simplicius, gebannt in den Innenkreis, in das wogende, tanzende Rund schauend. Da, ein Engel von schwereloser Anmut, mit großen Augen und den Mund halb geöffnet, verträumt lächelnd. Schon verschwunden in der rauschenden Pracht von Atlas bis Organsin!

Dröhnend tönen Tamtam und Trommel. Wirbeln, rasseln, peitschen und feuern an, bis sie sich selbst überschlagen und knatternde Trompeten sie ablösen. Hin und her werden die Paare geschüttelt. Kalt zucken über ihren Häuptern Elektronenblitze auf, brennen ihnen einen flüchtigen Heiligenschein und füllen den Saal mit beißender Helle. Der Innenkreis spürt nichts, denn er ist trunken. Simplicius aber schwankt geblendet davon...“  
(Fragment einer Ballnacht)

Mancherlei gesellige Zusammenschlüsse gibt es zwischen den Menschen. In Stammtischrunden und Kaffeekränzchen, bei einem Steckenpferd oder auf dem Sportplatz, auch in der löblichen Gemeinsamkeit der Wandervögel und Gesangsvereine. Diese sind hier nicht zu betrachten, sondern nur jene Form festlicher Geselligkeit, wie sie sich unserem Simplicius darbietet. Dabei ist es nicht gleichgültig, ob wir das Bezugssystem des Innen- oder Außenkreises beziehen. Das erste ist entscheidend für die Teilnahme am Fest, das zweite für eine Reflexion darüber. Für diese gibt mir Grimms Hausen in seinem „Simplicissimus“ einen guten Ausgangspunkt, als er den Helden der Einfalt unversehens in ein fürstliches Tanzgelage geraten läßt und dieser fassungslos vor den „sinnlos“ wirbelnden Leibern und scharrenden Schuhen steht. Diese Reaktion zeigt, daß das elementare Zusammenspiel der Menschen nicht a priori gegeben, sondern in ihrer Geschichte gewachsen und nur so zu verstehen ist.

In der europäischen Kulturwelt steht am Anfang der Geselligkeit das Symposion. War dieser „Zusammenkunft“ Sache der geistvollen Zecher, fanden die Frauen der Antike in den Mysterien, die vom Orient nach Hellas kamen, den Weg zum Tanz, dessen uralte Riten einst die Priester ihrem Kulturdienst vorbehalten. Der Faden führt weiter über die dionysischen Rasereien, die den ehemals kultisch-metaphysischen Zug des Tanzes einbüßten und — mindestens für das christliche Abendland — neuer, strengerer Form das Feld überlassen mußten, zum „Sängerkrieg auf der Wartburg“ als die Form der Geselligkeit, die ganz die ständische Eigenart der Feudalhierarchie widerspiegelt. Die Minne blühte. Und während der Burgherr weitab orientale Kreuzzugspolitik betrieb, gaben sich die edlen „frouwen“ auf dem langweiligen Krähenest von Burg geziemender Innenpoli-

geniale Gedichte und gültige Kunstwerke, bis auch hier die Götterdämmerung einsetzte und im Synkretismus der Gründerzeit endete. Als Tanz war der klassische Walzer die letzte Blüte der beschwingten Zeit, die auf uns gekommen ist. Der Wiener Kongreß tanzte.

So wäre es schon eines Gedankens wert, zu sehen, wie weit die Tendenz zur Gleichheit auch auf unsere Geselligkeit wirkt. Sicher haben heute mehr Menschen die Freiheit, festliche Geselligkeit zu begehen; wenn auch nicht so prunkvoll und rauschend, wie manche Schloßsäle es von früheren Zeiten vermuten lassen. Immerhin droht ob der Freude und des Status dieser quantitativen Freiheit die Gefahr, daß ein öder, gleichförmiger Vergnügungsrummel uns überrennt. Darum dürfen wir nicht den geistigen Inhalt verlieren, um den sich unsere Geselligkeit kristallisieren kann. Schlagzeug und Trompeten allein tun es nicht. Allzu leicht gesellt sich dazu der nebulöse alkoholische Rausch an Stelle weinfreudigen Esprits. Aus der Trunkenheit, die sich auf ein hohes Ziel

## Die Empedoklesstatue

Es gibt verschiedene Möglichkeiten, einen Toten zu ehren. Wir wollen einem Menschen, der uns in irgend einer Weise teuer geworden ist, Dank erweisen für das, was er uns gab. Ein Dichter wird versuchen, in würdigen Worten den Wert des Toten zu ehren, ein Komponist hat die schöne Möglichkeit, mit Klängen seiner Dankbarkeit Ausdruck zu verleihen; ein Bildhauer kann in einem Denkmal die Größe eines Toten verewigen. Es soll uns nicht entmutigen, wenn nicht auch wir in so schöner Weise unseren Dank ausdrücken können, denn es bleiben uns zwei Wege, die mir ebenso würdig erscheinen: Wir können unseren Dank erweisen, indem wir uns mit dem Werk des Toten beschäftigen, immer wieder versuchen, ihn zu verstehen oder ihm nachzustreben; wir können die Ehrung aus dem Munde des Dichters nachsprechen, sie an andere weitergeben und können versuchen, durch die Betrachtung des Denkmals mit dem Künstler zusammen die Ehrung vorzunehmen.

Auch die Empedoklesstatue stellt ein Denkmal dar. Als ich die Plastik zum erstenmal sah, war ich befremdet von dem Ausdruck des Gesichts, der Haltung des Kopfes, dem plumpen Körperbau. Soviel ich auch versuchte, dem Wesen dieser Gestalt näherzukommen, fand ich doch in meiner Hilflosigkeit kein Entgegenkommen, weder von der Figur selbst noch von denen, die ich nach ihr fragte. „Ach, den Pavian meinen Sie?!“ sagte mir einer — und ein anderer: „Das ist doch das Urbild des schlafenden Studenten!“ In der Tat trugen diese Antworten nichts dazu bei, mir weiterzuhelfen. Erst, als der Pedell mit erzählte, daß die Statue den Philosophen Empedokles darstellte — denn sogar darüber wird der Beschauer in Unwissenheit gelassen: Nirgends ist eine Inschrift angebracht — und daß der Kölner Bildhauer Prof. Gerhard Marcks sie geschaffen habe, waren mir die ersten Anhaltspunkte gegeben worden, mit deren Hilfe ich dem Wesen dieser eigenartigen Statue näherkommen konnte.

Wer war Empedokles und worin lag seine Bedeutung, daß man gerade ihm diesen ehrenvollen Platz bestimmte? Ein Buch über die Vorsokratiker (Wilhelm Nestler: „Die Vorsokratiker“) gab mir Aufschluß über Geschichte und Bedeutung des Philosophen Empedokles: Empedokles von Arigent (5. Jahrh. v. Chr.) beteiligte sich an den politischen Kämpfen in seiner Heimat mit solchem Erfolg, daß ihm die Königskrone angeboten wurde. Er aber schlug sie aus, denn er fühlte sich als ein Fürst im Reiche des Geistes, als Herrscher über die Kräfte der Natur, und als Träger hoher Offenbarungen, für die er in den Menschen Glauben erwecken wollte. Er zog im Purpurgewand, mit Kränzen geschmückt, von Stadt zu Stadt und heilte Krankheiten des Leibes und der Seele, gefolgt und verehrt von Tausenden.

Es ist berechtigt, daß man einen Philosophen da ehrt, wo die Geisteswissenschaften gelehrt werden, und es ist verständlich, daß man einem Manne wie Empedokles diese Ehrung zukommen läßt. Schwerer zu verstehen ist es, wie Empedokles dargestellt ist.

Welche große Hoffnungslosigkeit spricht aus dem Blick des Empedokles, seinen heruntergezogenen Mundwinkeln, der in Falten gelegten Stirn! Die Hände werden vom Gewande festgehalten, doch scheinen sie sich gar nicht befreien zu wollen. Unwillkürlich denke ich an die Hände der Gestalt, die auf Kolbes Beethoven Denkmal den Genius Beethovens darstellt. Wie kämpferisch bahnen diese geballten Fäuste dem Genius den Weg! Empedokles aber kämpft nicht mehr. Nur der Kopf zeigt den noch wachen Geist, die noch aufnahmebereiten Organe: Die Ohren, die noch hören wollen, und die Augen, die beinahe überquellen, weil sie schauen wollen. Der Mund jedoch ist geschlossen, nur die Unterlippe ist wie im Trotz vorgeschoben. Das einzige Zeichen eines Widerstandes. Als ich Hölderlins Trauerspiel „Tod des Empedokles“ las, verstand ich, welchen

richtet, wird stumpfsinnige und entleerende Betrunktheit, die mit einem Kater endet.

Was läßt sich gegen diese Aushöhlung, gegen dieses geistige Vakuum tun? Zunächst, daß die Weiblichkeit neben dem Bewußtsein ihrer Eleganz die Herren der Schöpfung zu etwas mehr Witz und Brillanz anregt. Diese wiederum sollten nicht so närrisch sein, nur die Dame anzustarren oder noch schlimmer gar eine Theorie über die Abnahme der Geselligkeit auszuspinnen. Beides ist abtötend. Weder die flachen Köpfe, noch asketische Geistesfürsten sind Ideale in der Geselligkeit, sondern der ganze Mensch. In dieser Spannung müssen wir bewußt unsere Freiheit gebrauchen als spontanen Akt gegen die „Geselligkeit“ auf Kommando. Denn rechte Geselligkeit ist zugleich ein Zeichen von geistiger Freiheit und Unabhängigkeit. Darum hassen sie die Diktatoren und biegen sie gern in stumpfsinnige Narretei ab. Nützen wir unsere Freiheit nicht, bringen wir uns auf den gleichen Weg. Es kommt auf das gemeinsame Gespräch an, in dem sich erst einmal das bilden kann, was die Geselligkeit so nötig hat: ein Inhalt, um den sie sich kristallisieren kann. Die Vergangenheit gibt uns große Beispiele. Vielleicht kommen wir im Gespräch wieder darauf. Horst Helmut Kaiser

Empedokles diese Gestalt darstellt: Nicht den gefeierten Redner und Wundertäter, sondern den Einsamen, von dem Hölderlin sagt:

„Es haben ihn die Götter sehr geliebt, doch nicht ist er der erste, den sie darauf hinab in sinnlose Nacht verstoßen vom Gipfel ihres gütigen Vertrauens, weil er den Unterschied zu sehr vergaß im übergroßen Glück und sich allein nur fühlte. So erging es ihm. Er ist mit grenzenloser Öde nun gestraft.“

Noch zeigt der nach oben gerichtete Kopf, daß Empedokles auf neue Intuition wartet — und doch sehen wir in der ergebenen Haltung der Hände schon den, der sprechen kann, wie es Hölderlin ausdrückt:

„Es offenbart die göttliche Natur sich göttlich oft durch Menschen, so erkennt das vielversuchende Geschlecht sie wieder, doch hat der Sterbliche, dem sie das Herz mit ihrer Wonne füllten, sie verkündet, o laßt sie dann zerbrechen das Gefäß, damit es nicht zum andern Brauche dien' und Göttliches zum Menschenwerke werde.“

Es wird erzählt, daß Empedokles sich in den Ätna gestürzt habe, als er seine Aufgabe für erfüllt hielt.

So ist die Empedoklesstatue nicht nur ein Denkmal, sondern auch ein Mahnmal für uns, die wir so leicht über unseren Fortschritten die eigene Fehlerhaftigkeit vergessen.

Zu diesem Ergebnis bei der Betrachtung der Empedoklesstatue hätte ich nicht kommen können, wenn ich mich nicht eingehend um eine Deutung der Plastik bemüht hätte. Wahrscheinlich hätte ich nie so viel über Empedokles erfahren, wenn die Statue mir schon bei der ersten Betrachtung ganz zugänglich gewesen wäre. Nichts Ungewöhnliches und daher Unverständliches hätte mir dann zu weiterem Nachdenken Anlaß gegeben, und die Statue wäre mir wahrscheinlich fernerhin nichts mehr als bestenfalls ein ästhetischer Genuß geblieben.

Aber ich denke hier auch an alle die, die täglich an der Statue vorübergehen und nicht die Mühe haben, sich mit Empedokles, seiner Geschichte und seiner Bedeutung auseinanderzusetzen. Gewiß kann hier eingewandt werden, daß man sich mit jedem Kunstwerk auseinandersetzen muß, um es zu verstehen, da Kunst Anforderungen an den Menschen stellt. Man darf aber nicht vergessen, daß die Empedoklesstatue eine Aufgabe hat, wie ich schon früher ausführte. Im Hinblick auf diese Aufgabe halte ich die Anforderungen, die die Statue an den Beschauer stellt, für zu groß. Bedeutet es dann noch Ehrung für Empedokles, wenn er täglich von Tausenden von Menschen gesehen wird, die aus Mangel an Zeit und Willen in ihm nur den „Pavian“ oder den „schlafenden Studenten“ sehen, der sich zu Fastnacht herrlich verkleiden läßt? (Auch das ist tatsächlich vorgekommen.)

Ich glaube, daß ein günstigerer Platz der Statue für den Beschauer eine Erleichterung wäre. Meiner Meinung nach sollte die Statue des Empedokles nicht im Hintergrund einer Halle stehen, in der das Tageslicht nicht ausreicht, um sie genügend zu beleuchten und sie deshalb von einer künstlichen Lichtquelle angestrahlt werden muß. Fände nicht Empedokles, der sein Lebenswerk aus der Natur schöpfte, deren Wesen er zu ergründen versuchte, einen ihm gemäßen Platz im Freien, wo keine Wand seinem ins Weite gerichteten Blick Grenzen setzt?

Vielleicht könnte schon jenes bereits erwähnte Hölderlinwort („Es haben ihn die Götter sehr geliebt...“), am Sockel der Statue angebracht, den Weg zu ihrem Verständnis bahnen.

Gisela Ploetz

(Dieser Artikel ist der Schulaufsatz einer jungen Dame, die sich offensichtlich mehr Gedanken über unseren Empedokles gemacht hat als wir Studenten. Um hier einiges Versäumte nachzuholen, haben wir die Beiträgen der Schülerin veröffentlicht.  
Die Redaktion)

**foto** für bessere  
**WAGNER** Fotoarbeiten  
BOCKENHEIMER WARTE · RUF 7 1657

tik hin. Gemessenen Schrittes zirkelten sie mit den Troubadours auf dem Rasen den Tanz ab, derweil vorm Tor die Bauern, wie sie dann Albrecht Dürer dargestellt hat, ihre erdverbundenen Rythmen stampften und die Burschen ihre Mädchen unter der Dorflinde zum Reigen faßten. Diese Zweigleisigkeit — Gesellschafts- und Volkstanz — bleibt nun solange wirksam, wie die Ständeunterschiede selbst.

Die Wandlung begann erst nach den wissenschaftlichen und politischen Erschütterungen des 16. Jahrhunderts. Magellans Fahrt ließ die Erde endgültig zur Kugel werden, Kopernikus' „De revolutionibus orbium coelestium“ (1543) ließ sie zu einem Planeten zusammenschumpfen. Die neue analytisch-mechanistische Wissenschaft trieb von den Instanzen des verlorenen Himmels auf weniger verehrungswürdige Begriffe wie Masse, Stoff und Kraft zu, deren Erkenntnis prinzipiell allen gleich möglich war. Diese „demokratische“ Tendenz der Wissenschaft zehrte immer kräftiger auch an der Ständehierarchie. In den Salons der Maitresses waren absolute Monarchen und revolutionäre Feuerköpfe zu finden, gleichermaßen als Geliebte der schönen Frauen. Mag schon sein, daß sie Bourbonen darüber die Literatur vergaßen: Rousseaus „contrat social“ oder Diderots Enzyklopädie, die nicht ohne die Maitresses zum Druck kam. Dafür half sie in ihrer Auswirkung zur Französischen Revolution, die das galante Zeitalter Casanovas, das auch die Glanzzeit der Maitresses war, wegfegte. Die Auflösung kam in Fluß. In Deutschland etwas später. Hier wurden die Salons der Rahel Varnhagen und Bettina von Arnim zur großen Zeit der schöpferischen Geselligkeit. Neben der Liebe erblühten

**Universitätsbuchhandlung**  
**BLAZEK & BERGMANN**

Inhaber Dr. H. Bergmann

Frankfurt a. M., Goethestr. 1 · Tel. 936 33 u. 9 52 64

Sämtliche Fachbücher aus den Gebieten

**Jura, Wirtschaftswissenschaften,**

**Medizin, Technik,**

**Naturwissenschaften**

*Luise Pollinger*

PAPIER · BÜROBEDARF · DRUCKSACHEN  
Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen

**KOLLEG - BEDARF**

Füllhalter · Luxuspapiere · Geschenke  
Büro-, Zeichen- und Schulartikel

Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt

Frankfurt am Main, Bockenb. Landstr. 131

(nächst der Universität)

Fernruf 75589

**RÖMER**  
*KLISCHEE*

- Strichätzungen
- Farbätzungen
- Autotypien
- Galvanos
- Rotaprintfolien
- Matern-Stereos

**RÖMER KLISCHEEANSTALT GMBH FRANKFURT / M**  
Mainzer Landstraße 216  
Ruf 34672

„Es gibt heute“ — so schrieb vor 120 Jahren Alexis de Tocqueville — „zwei große Völker, die, von verschiedenen Ausgangspunkten aufgebrochen, nach dem gleichen Ziel hinzumarschieren scheinen. Es handelt sich um die Russen und die Amerikaner . . . alle andern Völker scheinen ungefähr die Grenzen erreicht zu haben, die ihnen die Natur gezogen hat . . . jene aber sind in stärkstem Wachstum begriffen . . . und scheinen durch einen verborgenen Plan der Vorsehung berufen zu sein, eines Tages das Schicksal einer Hälfte der Welt in ihren Händen zu halten.“

Diese Sätze haben Tocqueville nach dem zweiten Weltkrieg mit einem Schlage aus der respektvollen Vergessenheit gerissen, in der Autoren zwar zitiert, aber nicht mehr gelesen werden.

Es ist daher ein Ereignis, daß nach langer Pause endlich wieder Texte zu haben sind. Gleichzeitig mit den „Erinnerungen“ ist ein Auswahlband erschienen, in dem das Wichtigste aus den beiden Hauptwerken, der „Demokratie in Amerika“ und dem „Ancien Régime und die Revolution“, sowie aus Parlamentsreden, Briefen und Aufzeichnungen geboten wird.

Wir lesen und staunen. Wer war dieser Mann, der vor mehr als hundert Jahren seinen französischen Landsleuten zurief, sie sollten nicht mit Rußland liebäugeln, sondern Deutschland stark machen als Bollwerk gegen den Osten? Wer war er, dessen Prognosen mit ihrer nüchternen Sicherheit noch uns Heutige erschrecken; denn es handelt sich um wirkliche Prognosen, nicht um ahnungsschwere Visionen, wie sie ein Untergangsgefühl zuweilen gezeitigt hat, das ja nicht erst in unserem Jahrhundert einsetzte. Alexis de Tocqueville (1805 bis 1859) war ein junger französischer Jurist, der mit 25 Jahren auszog, um in Amerika „das reine Bild der Demokratie“ zu suchen. Was er fand und was ihn überwältigte, war das Bild eines Staates, der auf der Gleichheit der gesellschaftlichen Verhältnisse aufbaute. Nach Frankreich zurückgekehrt, beschrieb er diesen Staat wie seinerzeit Tacitus Germanien beschrieb; lehrhaft der Absicht nach und doch durchaus befangen, wie es ist, wenn Neigung und Einsicht sich trennen. Und die Fragen um Gleichheit und Freiheit, um Demokratie, Anarchie und Despotismus, um Revolution und Tradition haben ihn als Parlamentarier und Staatsmann, Historiker und Staatsphilosophen sein ganzes Leben nicht mehr losgelassen.

In Amerika sah Tocqueville, daß die Demokratie, die auf der Gleichheit beruht, nicht nur die Freiheit nicht sichert, sondern gerade mit ihr in beständigem Kampfe liegt. Die leidenschaftliche, sich selbst überlassene Hingabe an die Gleichheit endet, so sah er, entweder in der Anarchie oder im Despotismus, jedenfalls tötet sie die Freiheit. Wie für jeden Denker, der sich mit der Demokratie auseinandersetzt, ist es daher das Hauptproblem für Tocqueville, Sicherungen zu finden, damit der einzelne nicht der Macht der größeren Zahl schutzlos preisgegeben ist, und zwar Sicherungen im Sinne echter politischer Garantien, „freiheitliche Institutionen“. Tocqueville bezeichnete sich selbst als Aristokraten aus Instinkt, Demokraten aus Verstand. Wenn ihn mit der Demokratie etwas aussöhnen kann, dann die Hoffnung, durch freiheitliche Institutionen in ihr doch noch die Freiheit anzusiedeln.

Aristokrat aus Instinkt: Tocqueville sah die Demokratie unausweichlich heraufziehen. Instinktmäßig aber war ihm die Gleichheit mit ihrer Nivellierungswut, der nicht nur das Kastenwesen, sondern auch die Institution einer wirklichen Aristokratie erlegen war mit der Tendenz zur Zentralisation nicht nur der Regierung, sondern auch der Verwaltung und in deren Folge der Isolierung des einzelnen in einen gefährlichen, weil schwächenden, Individualismus, der an den Staatsgeschäften keinen Teil mehr hat, instinktmäßig war sie ihm zuwider. Dennoch versuchte er, sich im Zeitalter der Gleichheit einzurichten. Was er fordert, ist: Selbstverwaltung und Zusammenschluß von Interessenverbänden zu tätiger staatsbürgerlicher Teilnahme. Denn „nur die vereinigten Kräfte aller können die Freiheit sichern.“

Diese „Alle“, Tocqueville überschätzte sie nicht. In der Beschäftigung mit der Französischen Revolution und ihrer

Vorgeschichte, in welcher er der Wurzel des Gleichheitsstrebens nachspürte, wurde ihm deutlich, wie der Wunsch nach Freiheit in der ersten revolutionären Begeisterung alsbald abhanden kam. „Man schien die Freiheit zu lieben, und es stellte sich heraus, daß man nur den Herrn gehaßt hatte.“ Er sah die Gefahr: „Ich gebe durchaus zu, daß der öffentliche Friede ein hohes Gut ist; ich will aber nicht übersehen, daß alle Völker gerade auf dem Wege über Ruhe und Ordnung zur Tyrannei gekommen sind.“ Es ist erstaunlich, wie gut Tocqueville sich mit der Tyrannis auskennt; auch wir können ihm nur bestätigen, „daß sich in allen zivilisierten Ländern neben einem Despoten, der befiehlt, fast immer ein Rechtsgelehrter findet, der dessen willkürliche und unzusammenhängende Willensakte in eine Ordnung und Übereinstimmung bringt.“

Das politische Glaubensbekenntnis Tocquevilles ist denkbar unkompliziert: „Die erste aller meiner Leidenschaften ist die Freiheit“. Das klingt vertraut, wir wollen uns aber dennoch hüten, ihn ohne weiteres einer bestimmten literarischen Richtung zuzuordnen. Denn der nüchterne, praktischpolitische und historische Verstand Tocquevilles, der ihn vor allen auszeichnet, dabei die melancholische Arroganz des Aristokraten im Tonfall machen ihn eben unvergleichlich. Daneben war sein Mißtrauen gegen jene Nur-Theoretiker des vorrevolutionären 18. Jahrhunderts, gegen das dilettantische Herumoperieren an und mit Gesellschaftsordnung und Regierungsform, gegen ein jeweiliges Naturrecht der Zukurzgekommenen, gegen abstraktionsgeborene Wahnvorstellungen von einer besseren Menschheit, die ohne jede politische Verantwortung, ja selbst ohne die leiseste Hoffnung auf praktische Verwirklichung von den furchtbaren Reformatoren in die Welt posaunt wurden und die Gemüter verwirrten und entzündeten, wo sie doch sie aufzuklären vorgaben, sein Mißtrauen gegen dieses politische Literaturtum des noch so guten Willens war grenzenlos. Ganz verfehlt ist es daher, Tocqueville — wie es Carl J. Burckhardt auf Seite 9 seiner Einleitung zu den Erinnerungen tut — mit den Physiokraten in Verbindung zu bringen, den direkten Vorfahren der Sozialisten, die mit Tocqueville in der französischen Kammer saßen, den Physiokraten, von denen er mit vernichtender nonchalance sagte, „sie würden noch in der Knechtschaft die Gleichheit verehren.“ Auch spielt das, was dem Menschen in dem von der göttlichen Vorsehung — Tocqueville nimmt das sehr ernst — geleiteten Geschichtsablauf als Zufall erscheint, für ihn eine zu große Rolle, als daß ihn sehr viel mit Montesquieu verbinden könnte. Überhaupt war Tocqueville kein Systemdenker. Dafür kann er analysieren, ohne gezwungen zu sein, das Ergebnis „seinem“ System einzupassen. Wie anders als der 8 Jahre jüngere Marx!

Der beständige Umgang mit dem Problem der Gleichheit und in deren Verfolgung die soziologischen und psychologischen Analysen des eigenen und fremder Völker brachten in Tocqueville jenes sichere Gefühl für die Bewegungen des Volkes hervor, für den Herzschlag der Nation, erzeugte die erstaunliche und fundierte Divinationsgabe, deren wir fast auf jeder Seite Zeuge sind. Daß er dennoch nicht das Opfer eines lähmenden Fatalismus wurde, scheint danach fast ein Wunder. Die Voraussicht des Kommenden hat aber nichts von Resignation; dafür ist Tocqueville viel zu beschäftigt, sich und uns zu wappnen.

Es ist deprimierend, zu sehen, wie ein Mann mit dieser Einsicht in die politisch-historische Situation als praktischer Politiker eigentlich nicht erfolgreich war. Die bewegten Tage zwischen Revolution und Staatsstreich, während deren er 5 Monate Außenminister war, konnten wohl Tocqueville nicht die Möglichkeit zur Entfaltung bieten.

Dennoch hat die politische Tätigkeit Tocquevilles sein staatsphilosophisches und verfassungsrechtliches Denken stark befruchtet. Das endlich auszuschöpfen und für uns zu nutzen, dürfen wir nicht länger zögern.

Tocqueville: „Erinnerungen“. Eingeleitet von Carl J. Burckhardt. K. F. Koehler Verlag, 393 S.

Tocqueville: „Das Zeitalter der Gleichheit“. Eine Auswahl aus dem Gesamtwerk, hrsg. von Siegfried Landshut, Kroeners Taschenausgabe, Band 221, 290 S., Kohlhammer-Verlag.

Was ich mir heute vorgenommen habe, ist ein fast unmögliches Beginnen: in einer Stunde den Inhalt der deutschen Geschichte zu umreißen. Ich gestehe Ihnen, daß das, was ich Ihnen heute vortrage, die einleitende erste Stunde einer öffentlichen Vorlesung über die deutsche Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart ist, die ich im vergangenen Winter an der Universität Göttingen gehalten habe.

Was neuerdings an Versuchen einer Gesamtdarstellung deutscher Geschichte aus berufenen und unberufenen Federn in Bücher geflossen ist, konnte den kritischen Historiker nicht ermutigen; die Einsicht in die Grenzen des eigenen Wissens mußte den selbstkritischen Historiker erst recht von einem Vorhaben abschrecken, dessen Schwierigkeit in der letzten Generation in früher nicht zu ahnendem Maß gewachsen ist. Die Forschung, welcher Periode der deutschen Geschichte sie sich auch zuwendet, verfeinert und spezialisiert sich von Jahr zu Jahr; immer schwieriger wird es, auf mehr als einem geschichtlichen Gebiete nicht nur Kenner, sondern auch selbständiger Urteiler zu sein.

Die aus der Größe der Aufgabe und aus bescheidener Meinung von der eigenen Kraft sich ergebenden Bedenken haben trotzdem das Zögern nicht zum Verzicht werden lassen. Denn ein Bild von der deutschen Geschichte im ganzen zu haben und es den Studenten einer Universität mitzuteilen, so gut und so schlecht man es nun einmal vermag, ist eine Pflicht, deren Nichterfüllung durch den Historiker dessen Abdankung zu Gunsten schreibgewandter Nichtfachleute oder eines studium generale außerhalb der Universität bedeuten würde.

Die Schwierigkeiten einer deutschen Geschichte und die Anforderungen zu einer solchen ergeben sich aus der Krise unserer Zeit. Sie läßt sich greifen als Krise Deutschlands, als Krise der geschichtlichen Bewußtseins, als Krise der Nationalidee.

Als im Jahre 1920 Dietrich Schäfer seine Deutsche Geschichte herausgab, war die von Bismarck geleitete Reichsgründung lange genug her, um den damals erreichten Höhepunkt nationaler Macht, wenn nicht als selbstverständlich, so doch als selbstverständliche Grundlage historischer Betrachtung erscheinen zu lassen. Aber noch im Jahre 1932, als das Werk des Mitbegründers der Deutschen Vaterlandspartei zum zehnten- und letztenmal aufgelegt wurde, war nicht die letzte Konsequenz aus dem Zusammenbruch der Kriegsziele und Deutschlands zu ziehen. Militärischer Zusammenbruch, Revolution, Waffenstillstand, Reparationen, Versailles, ließen bei allen Gebietsverlusten des Reiches, dieses Reich in corpore dennoch bestehen, ja es hatte die zentralen Einrichtungen gestärkt und die Bismarcksche Reichsgründung sogar über sich hinaus geführt. Das Reich war, trotz allem, intakt, eben weil es, trotz allem, existierte, und so konnte der im Verhältnis zu Schäfer geistigere und feinnervigere Johannes Haller im Jahre 1923 seine bis heute auf den Weihnachts- und Konfirmationstischen sich haltenden, mit souveräner Feder geschriebenen Epochen der Deutschen Geschichte mit dem homerischen Motto „Einst wird kommen der Tag“ versehen, um dann im Jahre 1939 diesen Tag der Nation, den Tag der Rache für Versailles als gekommen zu begrüßen. Mochte in Deutschland noch so vieles in die Krise geraten sein, Deutschland selbst war nicht in die Krise geraten. Dies aber ist jetzt die erste der von uns zu bezeichnenden Krisen, welche zugleich die erste Schwierigkeit einer deutschen Geschichte begründet: Die Krise Deutschlands ist 1945 gekommen. Eine Zeit, der es vorbehalten war, einen in Jahrhunderten gewachsenen Staat, Preußen, den Träger der deutschen Einigung, durch einen Kontrollratsbeschluß aufgelöst zu haben, hat Deutschland nicht nur, wie es auch nach 1918 geschah, unter Besatzungsrecht stellen, sondern teilen lassen, in zwei Staatsgebilde, und zwar in zwei nicht souveräne Staaten, die sich gegenseitig so feindlich sind wie die machtmäßig und weltanschaulich getrennten Weltmächte, die ihnen, mehr oder weniger, das Gesetz des Handelns zuteilen. Indem aber Deutschland geteilt ist, hat der Historiker die einem Schäfer, einem Haller dienliche Stütze der gegenwärtigen Wirklichkeit verloren, ohne daß ihm ein mächtiger und als große Tradition die selbstverständliche Lebensluft spendender Staat hülfe, den bei allen Unterschieden die Ranke, Droysen, Treitschke mit Preußen unter den Füßen hatten.

Wir fassen mit der von uns schon bezeichneten zweiten Krise die zweite Schwierigkeit einer deutschen Geschichte ins Auge: Die Krise des geschichtlichen Bewußtseins. In unserer Zeit, da die Grenze der Weltgegensätze an die Werra vor-

getrieben ist und das alte Gegensatzpaar Orient und Okzident nicht weit von Göttingen sich begegnet, vollendet sich nicht nur, sondern beschleunigt sich ein seit langem im Gange befindlicher Abbau des geschichtlichen Bewußtseins, ja des Gedächtnisses. Der ältere, durch den Historismus des neunzehnten Jahrhunderts gewissermaßen nur künstlich gestaute Vorgang ist der eines Absterbens der Beziehung des Menschen zur Vergangenheit, die zugleich eine natürliche, also nicht in Denkmalpflege oder Geschichtswissenschaft reflektierte Beziehung war. Wir befinden uns im letzten sichtbarsten Akt des Dramas der industriellen Revolution: Sie wird vollendet sein, wenn der Unterschied von Stadt und Land endgültig eingeebnet sein wird — ein Vorgang, an dem kein Trachtenverein und kein Reit- und Fahrturnier etwas ändert; vollendet, wenn das letzte Pferd geschlachtet ist, das letzte, das mit dem selben Kopfnicken, im selben Trab, und wohl mit den selben Zurufen vor einem Wagen ging, der nicht viel anders aussah als die Fahrzeuge, auf denen Karl der Große seine Ernte einfahren ließ. Inzwischen haben die Menschen vor den Fernsehschirmen ihre Ahnen vergessen, die Weinjahre, die Feste und bald ihr eigenes Leben, das sie am Rande des Verstumens führen. Sie wollen kein Gedächtnis, sie wollen Sicherheit. Es gibt vielleicht keine stärkere Kraft unter den Kräften, die den Menschen von der Geschichte ablenken, als dies: das Sicherheitsbedürfnis des modernen Menschen. Die Schicksale: Bombenschaden, Vertreibung, Amtverlust, haben die Allgemeinheit so hart und in so unvorstellbarer Massenhaftigkeit getroffen, daß der Einzelne das Schicksal, das heißt aber die Geschichte, das heißt aber auch: den Verlust seiner Söhne in einem von Einsichtigen nurmehr gefürchteten Krieg, nicht mehr annimmt. Der Staat, der rentenzahlende, Krankheiten zwar nicht heilende, doch ersetzende, kurz: für menschliche Schicksale aufkommende Staat wird absolut, wie nie ein aboluter Fürst, weil die Menschen, die nicht seine Bürger sein wollen, ihn absolut setzen, indem sie ihn mit den Verpflichtungen, freilich nicht mit den Verehrungen eines zeitlosen, geschichtslosen Gottes ausstatten.

Aber, nicht nur die gewissermaßen naturhafte Verbindung des Menschen zur Geschichte ist in eine Krise geraten, sondern der Historismus, als ein vom Geiste geschaffenes geschichtliches Bewußtsein. Im Bereich der Wissenschaft mag an die Tatsache erinnert werden, daß die Rechtsfakultäten ihre rechtsgeschichtlichen Lehrstühle kaum noch besetzen können; die Zeiten sind vorbei, da man das Referendarexamen an die Lehre von der mancipatio oder an die Sachsenspiegellexe über Rohheit der Bauleute. Nun sollte man gewiß nicht Geschichte mit Denkmalpflege und erst recht nicht mit Vergangenheit verwechseln. Es gab bekanntlich Zeiten, die sehr kräftig mit ihrer Vergangenheit verkehrten, ebenso kräftig in ihrer Gegenwart lebten und kräftig auf die Zukunft hofften, und die vor romanischen Bogen, da sie als moderne Menschen lieber gotische haben wollten, keinen Respekt hatten; die dann ebenso kräftig in gotische Chöre Barockaltäre stellten, Bilder, die ihnen nicht gefielen, frisch übermalen und altmodische Stücke uminstrumentierten. Aber wenn auch der Historiker kein Antiquar sein, sondern für Neues sich einnehmen soll: so ist denn doch in einer Zeit, da nicht statt gotischer Dome barocke entstehen, sondern Großgaragen, die Frage zu stellen, ob jene Störung des geschichtlichen Bewußtseins nicht doch ein Teil eines Verrechnungsvorganges ist, der insoweit auf eine deutsche Geschichte erschwerend einwirkt, als zwar sehr viel mehr Menschen als früher an der Bildung teilnehmen, diese aber zugleich zertrampeln und barbarisieren, und jedenfalls viele Leute sich bei den Nuancen der Geschichte nicht so gern aufhalten, das Altertum aus dem neuesten Quo-Vadis-Film kennen, das Mittelalter finster oder katholisch finden und in der Neuzeit durch Lektüre der einschlägigen Memoiren sich in ihrem Lebensgefühl bestätigt fühlen, das, des Glückes froh, bei Gott im Westen zu wohnen, am Schluß der gelesenen Bücher das Motto anbringt: Da sieht man's wieder.

Aber wir müssen tiefer greifen. Es gibt ein sehr viel ernsteres, weil feineres, besinnlicheres, und vor allem, jugendliches Taedium an der Geschichte. Ich nenne es die anthropologische Wendung der Geschichtswissenschaft. Eine Art Müdigkeit, eine Art Schlaf, in dem sich die geschichtsvergifteten Deutschen erst einmal gesund schlafen. Wir haben einfach zuviel Geschichte erlebt: Gefallenendenkmäler sollten Zeit zum Verwittern haben, bevor die neuen entworfen werden. Vor allem: Es gibt eine Grenze, die der Geschichte gesetzt ist

— eine Grenze, die nicht bei Leuthen und nicht bei Königgrätz, vielleicht schon in Verdun und ganz sicher in Auschwitz überschritten wurde: Die Grenze der Heiligkeit des Rechts und des Menschenantlitzes, die Grenze des Naturrechts. Man bedenke aber, daß die Krise Deutschlands in der Teilung und die Krise des geschichtlichen Bewußtseins zusammenwirken in den unverkennbaren Auseinanderentwicklungen der geistigen Haltungen diesseits und jenseits der Zonen-grenze. Wer den Bericht von dem im August in Heidelberg gehaltenen evangelischen Studententag gelesen hat, konnte diese Beobachtung gerade in bezug auf die deutsche Geschichte machen. Führende Historiker und Politiker aus der Bundesrepublik erfuhren, als sie sich auf die Geschichte des Reichs, auf den Reichsgedanken bezogen, aber auch als sie sich auf Fichte beriefen, zu ihrem Schrecken die zornige, ungeduldige Ablehnung nicht etwa von Marxisten, sondern von täglich im Kampf mit dem marxistischen System stehenden Vertretern ostdeutscher Studentengemeinden. Für sie waren die Beschwörungen deutscher Vergangenheit, die wir gewohnt sind, verstaubt, abgedroschen, unaktuell, unverbindlich und unwirksam: Sie wollten nichts von deutscher Reichsgeschichte hören, und alles von vernünftigen, gegenwärtigen, aktuellen Vorschlägen zur Wiedervereinigung Deutschlands.

Sie sehen schon, wie fließend die Grenze ist von der Krise des geschichtlichen Bewußtseins zu der dritten Krise, zu der dritten Schwierigkeit unserer deutschen Geschichte: Der Krise der nationalen Idee. Deutschland war im Mittelalter ein Reich, das man zur Not und nicht mit schlechten Gründen einen Nationalstaat hat nennen können. Doch waren, von Schwäche und Verfall früherer Zeiten abgesehen, seine Fürsten seit 1648 souverän. Deutschland hatte Staaten, das Reich war kein Staat. Auf dieses zuletzt ganz morsche und in sich ungleichartige Gebilde traf die französische Revolution in Gestalt Napoleons. Auf seinen Wunsch legte Franz II. am 6. August 1806 die alte Kaiserkrone nieder. Und so gab es nur noch Staaten, die sich in Opfer und in Nutznießer der napoleonischen Europapolitik schieden. Dies ist die Stunde, da der weltbürgerliche Gedanke der deutschen Aufklärung, das preußische Staatsethos und die vorgreifende Nationalidee ihren ewig denkwürdigen Bund schlossen, den Bund, der in Fichtes Reden an die deutsche Nation durch das Jahrhundert klang. Wenn wir aber für unser heutiges Anliegen von der Krise der Nationalidee reden, so meinen wir für Deutschland die Krise der Fichteschen Konzeption. Sie ist schon im neunzehnten Jahrhundert eingetreten. Zunächst dadurch, daß, in der kürzesten und dürrigsten Formel gesprochen, der in den Befreiungskriegen, in der Revolution von 1848, in den auf sie hinführenden und die Reaktion überdauernden liberalen Ideen auch für Deutschland zur zwingenden Idee des neunzehnten Jahrhunderts gewordene Nationalgedanke monarchisch, staatlich, unter preußischer Führung verwirklicht wurde. Eine Fremdheit, gegen die französische Nationalidee, ist davon geblieben: Es gibt nicht Ideen von 1871, wie es die Ideen von 1789 gegeben hatte. Auch ist es eine tragische Besonderheit Deutschlands, daß es seine Nationalidee nicht wie Frankreich auf dem Schilde der Freiheit an sich, sondern auf den Bajonetten der Freiheit gegen Napoleon trug: gegen Napoleon, nicht in tyrannos. Schon das Jahr 1848 war für Deutschland belastender als für Frankreich: 1848 fanden sich in Deutschland die Verfassungsbewegung und die Einheitsbewegung: sogar noch mehr, die Freiheit und die Nation. Während es aber in dem national längst befriedigten Frankreich allein um die zeitgemäße Freiheit ging, mußte Deutschland mit der Freiheit zugleich noch die Einheit schaffen. Es ist das Motiv der Verspätung, dem in unseren Tagen der wieder verlorenen Einheit eine erst recht verspätete Repartition angelegt worden ist. Während nun dieses Bismarcksche Reich, die Nationalidee in der Teilerfüllung mehr bändigend als befriedigend, liberale, außerpreußische, großdeutsche, auch katholische, bald sozialistische Mißgefühle aus sich ausschloß, hob es diese Mißgefühle gewissermaßen für die Zukunft auf: Die konsequente Nationalidee, für Bismarck identisch mit der von ihm verabscheuten permanenten Revolution, war sozusagen nicht ausgetragen worden. Auf der anderen Seite machte der kleindeutsche Nationalstaat, das schwarz-weiß-rote Deutschland die allgemeine Entwicklung vom Idealismus zum Realismus, von der Romantik zum Historismus mit, er löste sich allmählich von der humanitären Grundlage. Wollen wir Grillparzers Wort von dem Weg „von der Humanität über die Nationalität zur Bestialität“ zu unhistorisch, zu literarisch, zu hart finden, so darf hier doch an Beobachtungen erinnert werden, die in anderem Zusammenhang schon vorgetragen wurden: Wie der Nationalgedanke sich nach 1871, und gar nach 1890 humanitär entleert, sich gewissermaßen darwinisiert, um uns endlich durch Übertreibung, Abnutzung und Perversion im Dritten Reich die Schwierigkeit zu schaffen, von der wir hier sprechen. Darum aber ist die Nationalidee und mit ihr jeder „Entwurf einer

— schen Geschichte“ in der Krise: Wir haben wieder gelernt, daß es höhere Werte gibt als die Nation, weil wir an die Grenze der Opfer gekommen sind, welche das Leben, die Gegenwart der Zukunft darbringen müssen. Das heißt aber, daß das Erzieher- und Wächteramt des deutschen Historikers nicht mehr in der edlen aber bequemen Weckung der Begeisterung besteht, die dem altväterischen Giesebrecht noch so gut zu Gesichte stand, sondern in dem weniger dankbaren und unbequemerem Ruf zur Besinnung. Soll die Geschichte, mit Goethe zu reden, Enthusiasmus wecken, so nicht den Enthusiasmus, der in die Beine geht, das heißt, modern gesprochen, an die Fahrzeuge, sondern den Enthusiasmus der Klarheit, der im edelsten Organ des Menschen, im Gehirn lebt.

Die Erfahrungen zweier Weltkriege und die Gefahren eines wie immer gearteten dritten drängen zu einer Ordnung, die auch nationale Opfer und Verzicht in Erwägung zieht, die noch unseren Vätern schändlich erschienen wären — oder sollen wir sagen, die zu der Bismarckschen, vielleicht auch zu der aufklärerischen Distanz gegenüber der nationalen Leidenschaft zurückkehrt. Aber freilich, Verzicht und Opfer können niemals den Gesamtverzicht auf den Bestand der Nation bedeuten, also den lieb- und kopflosen Verzicht auf die deutsche Einheit bewirken. Hier ist die Probe, da für den Historiker die Krise zum Appell wird. Ziehen Sie aus der Anfälligkeit gerade des für die Vergangenheit an Fakten gebundenen, für die Zukunft auf Fakten wartenden Historikers nicht den Schluß, daß ein solches Eintreten für die nationale Geschichte ein Spiegelbild des Scheiterns der EVG-Politik wäre. In der aktuellen Politik geht es nicht um Europa oder Nation, sondern um Methode und Reihenfolgen der Europapolitik. Freilich hat sich gezeigt, daß national saturierte Nationen wie Frankreich sich nicht entschließen konnten, auf wesentliche Teile nationalstaatlicher Souveränität zu verzichten — das heißt, soweit hat sich die geschichtlich gewordene Nation als harter Kern Europas erwiesen. Die Folge ist aber die Entmutigung aller immer noch sehr lebendigen Teilungsgedanken gegenüber Deutschland. Der Historiker muß die Geschichte Deutschlands schreiben, weil er das eine Deutschland will, und weil er das geschichtliche Werden seiner Einheit darzulegen die Pflicht hat. Aber er hat, und darauf kommt es uns genau so an, der Krise der Nationalidee gerecht zu werden und durch Besonnenheit seiner Darstellung dem wahren Gefühl gegen das Ressentiment, dem klaren Gedanken gegen das Gefühl, der Staatsraison gegen die bloßen Wünschbarkeiten Raum zu schaffen. Das ist eine schwere Aufgabe, weil Deutschland nicht nur geteilt ist, sondern weil die Oder-Neiße-Linie besteht, weil bei uns Pommern, West- und Ostpreußen, Schlesien wohnen, die Heimweh haben. Jede Stellung, die der Historiker nicht besetzt, kann von begreiflicher Leidenschaft eingenommen werden.

Erst recht ist die Krise des geschichtlichen Bewußtseins ein Appell zu historischer Wachsamkeit. Das Taedium Historiae muß überwunden werden, damit nicht die Rabies historica über uns gerate. Ohne geschichtliche Tiefe zu leben, das Seiende nicht mehr als Gewordenes zu betrachten, hätte etwas Unmenschliches; geschichtliches Bewußtsein fahren lassen wäre eine Verrohung mehr, bedeutete die Barberei der Undankbarkeit und würde zudem, da der Mensch nun einmal nicht ungeschichtlich leben kann, nur der Legende, der konfessionellen oder marxistischen Vereinfachung die Bresche öffnen, Geschichte durch Entwicklungsschemata ersetzen lassen. Freilich, darüber täuschen wir uns nicht, das geschichtliche Bewußtsein hat es im nichtkatholischen und im nicht-marxistischen Bereich der Gegenwart nicht leicht. Denn es gilt, was die alten Chronisten des christlichen Mittelalters wußten und was der Kommunismus weiß, daß zur Geschichte, und somit zur Erfassung der Vergangenheit ein Wissen von der Zukunft, das heißt: ein bestimmtes Wollen für die Zukunft gehört.

Und die Krise Deutschlands als Appell an die Geschichtsschreibung. Eine bedrückende Tatsache, die Repetition der deutschen Geschichte, dieses Zurückgeworfensein auf die deutsche Einheit als Problem, dieser Zwang, in dem auf über-nationale Ordnungen hinstrebenden zwanzigsten Jahrhundert die nationale Frage noch einmal zu stellen, die doch eine Frage des neunzehnten Jahrhunderts war: Verspätung gegen Europa als durchgehendes Motiv der deutschen Geschichte noch einmal bestätigt durch eine Heteronomie der von der Zeit diktierten Aufgabe.

Was ist, in Minuten gepreßt, der Inhalt der tausendjährigen deutschen Geschichte? Sie beginnt mit der Ausgliederung eines besonderen Ostfrankenreichs aus dem Reich Karls des Großen zwischen der Mitte des neunten und dem Anfang des zehnten Jahrhunderts. Die erste Tatsache der deutschen Geschichte heißt Aachen. Aachen, das bedeutet: der Beginn der deutschen Geschichte ist der Abschluß der Völkerwanderung;

breiteten ökonomischen Basis befestigt sich auch die Stellung Berlins in der öffentlichen Meinung. Sie wurde nach dem 2. Weltkrieg zum Rettungsring der Stadt. Wie stark und ausschlaggebend die öffentliche Meinung von Berlin, ja, wie stark die Existenz des Staates von der Hauptstadt abhängig war, erwies sich in den Tagen der Novemberrevolution und des Kapp-Putsches. Während im kaiserlichen Deutschland der Monarch noch versuchen konnte, seine Entscheidungen durch sein Gottesgnadentum zu legitimieren, mußte die Republik mit allen Mitteln danach streben, ihre Herrschaft und Ordnung durch die öffentliche Meinung zu rechtfertigen. Dabei fällt der Hauptstadt als dem Zentralnervensystem der politischen Meinungsbildung die entscheidende Funktion nach innen und außen zu.

Nach innen und außen: in der Weimarer Zeit wächst Berlin, trotz der schweren inneren Spannungen, durch seine wirtschaftlichen, geistigen und künstlerischen Leistungen weit über den deutschen Rahmen hinaus. Die Höhepunkte zwischen den beiden Weltkriegen bedeuten auch Höhepunkte in der Berliner Entwicklung, so daß Wilhelm Hausenstein, als er 1928 sein Buch über die europäischen Hauptstädte schrieb, feststellen konnte: „Wahr ist sogar: die Effektivität der Leistung ist in Berlin so groß, daß man sich einen Augenblick vorstellen konnte, Berlin sei auf dem Wege zur Hauptstadt Europas, nicht nur Deutschlands.“ Berlin war auf jeden Fall beinahe die einzige deutsche Stadt, die in dieser Zeit auf die Bezeichnung Weltstadt Anspruch erheben konnte — wobei unter Weltstadt nicht jede Millionenstadt zu verstehen ist, sondern nur jene Städte, deren Bürger sich durch ihre Aufgeschlossenheit für die Weltereignisse und durch ihre internationalen Beziehungen als Träger eines Weltbürgertums und eines Welthandels erweisen.

Diese Entwicklung wurde durch das Tausendjährige Reich abgebrochen — oder, wie sich zeigen wird, nur unterbrochen. Unter dem Diktator wurde Berlin zum Zentrum des terrorisierenden Meinungs- und Organisationsmonopols, das allen totalitären Herrschaftssystemen eigentümlich ist. Hier saß die Spinne im Netz, die nach allen Seiten ihre Fäden zog. Aber wiederum zeigt sich der ambivalente Charakter der Millionenstadt: sie birgt in der Zentrale der Gewalt auch die Zentrale des Widerstandes.

Daß die Alliierten sich wie alle Eroberer der Bedeutung der Hauptstadt für das Nationalbewußtsein wie für die staatliche Einheit wohl bewußt waren, erweist sich darin, daß Berlin aus der Zonenbesetzung ausgeklammert und isoliert wurde. Berlin wurde 1945 zunächst als Hauptstadt enthauptet, Deutschland aufgeteilt. Damit löste sich das Spannungsverhältnis zur Provinz. Zugleich aber ergab sich aus der Tatsache, daß Berlin von allen vier Mächten gemeinsam besetzt und zum Sitz des Kontrollrats bestimmt wurde, ein neuer internationaler Charakter der Stadt. Die Sektoren Berlins haben, vom Sowjetsektor abgesehen, niemals so stark die Färbung ihrer Machthaber angenommen wie in den westlichen Zonen. Der Wettbewerb der Alliierten untereinander und das Rampenlicht des Kontrollrats schufen wie in keiner anderen deutschen Stadt eine internationale Atmosphäre, der die Tradition der Stadt entgegenkam. Vorübergehend wurde die kleine Stadtverordnetenversammlung zu einer von der Welt beachteten deutschen Tribüne. Die Sowjets haben vom ersten Tage an in der Stadt den Schlüssel zur politischen Beherrschung Deutschlands gesehen. Als sie sich in ihrem Bemühen, die Einwohner für sich zu gewinnen, getäuscht sahen, suchten

sie, die Stadt im Kalten Krieg zu erobern, der in seinen ständig wechselnden Phasen, von denen die Blockade nur eine ist, nun schon 10 Jahre andauert. Der Vorstoß der Sowjets kann jedoch nicht allein durch imperialistische Motive des Kremls, durch ein strategisches Sicherheitsbedürfnis erklärt werden, sondern wird zum ersten Male seit 700 Jahren, seit der Schlacht von Liegnitz, von einem kulturellen Missionsgefühl des Ostens getragen.

Die Schärfe der Reaktion und die Widerstandskraft der Berliner Bevölkerung findet ihren Grund weniger in den schmerzhaften Erfahrungen der Schlacht um Berlin als in der Begegnung mit der sowjetischen Wirklichkeit und der sowjetischen „Kultura“ nach dem Kriege. Die Berliner haben in der Blockade ihre materielle Existenz für eine politische Idee aufs Spiel gesetzt. Daß sich die 18 Millionen in der sowjetischen Zone dazugehörig fühlen, haben die Ereignisse des 17. Juni 1953 erwiesen. Daß die Berliner damit nicht nur ihre eigene Freiheit, sondern — verzeihen Sie den etwas großartigen Ausdruck — gewissermaßen die abendländische Kultur verteidigt haben, zeigt die Reaktion in der ganzen Welt. Selten hat ein politisches Ereignis die internationale öffentliche Meinung so beschäftigt. Man ist geneigt, die Worte zu wiederholen, die Veit Valentin über die Märztage 1848 in Berlin schrieb: „Deutschland wunderte sich und war stolz auf Berlin, Berlin erwarb den Anspruch darauf, die neue deutsche Hauptstadt in einem befreiten Europa zu sein.“

So widerspruchsvoll es auf den ersten Blick erscheinen mag: diese ihrer Funktion enthobene, in ihrer Bevölkerung um ein Viertel verminderte, in ihrer wirtschaftlichen Leistung noch immer gelähmte Stadt spielt noch die Rolle einer Weltstadt, wenn auch mit krankhaften Zügen. Denn die Welt ist mehr denn je politisch und technisch zu einer Einheit zusammengerückt, aber gleichzeitig in zwei Machtblöcke zer-rissen. Und dieser Riß, dieser Meridian, der die beiden Blöcke trennt, geht mitten durch Berlin. Die Berliner sehen sich wider Willen ins Scheinwerferlicht der politischen Weltbühne gerückt. Ihre Stadt ist zu einem neuralgischen Punkt der Weltpolitik geworden.

Auch als Objekt der internationalen Politik erregt und bewegt heute Berlin die öffentliche Meinung. Dazu kommt die Haltung seiner Bewohner, deren Zivilcourage Kredit für Deutschland in der Welt erobert hat. Es ist hier nicht die Gelegenheit und die Zeit, über die internen Probleme und die Sorgen dieser Stadt zu sprechen, die in sich gespalten, von ihrem Hinterland abgeschnitten ist. Berlin gleicht einem Kriegskrüppel, dem Arme und Beine fehlen und der an Kreislaufstörungen leidet, dessen Willen aber über die Leiden seines Körpers triumphiert.

Die Stellung Berlins als der vorgesehenen Hauptstadt des wiedervereinigten Deutschlands ergibt sich nicht nur aus seinem Titel in der Vergangenheit, sondern aus seiner Existenz und Leistung in der Gegenwart. Kaum jemals ist die Funktion einer Hauptstadt für die Erhaltung des Nationalbewußtseins und die staatliche Einheit so deutlich zutage getreten wie heute. Berlin ist die Nahtstelle, an der heute noch die beiden Teile Deutschlands zusammengeheftet sind. So locker auch die Bindung sein mag, so stark ist doch dieser Halt als Symbol für die Einheit der Nation, die durch die Existenz zweier deutscher Staaten tödlich gefährdet werden könnte. Ich wiederhole, was ich einleitend im Anschluß an Leibniz gesagt habe: die Hauptstadt als „allgemeines Vereinigungsmittel“ — das ist die Aufgabe, um die es geht.



ereignissen vor Frankfurt! Ich wage es als Berliner, und noch dazu in dieser Stadt, nicht, diesen Tatbestand mit eigenen Worten zu schildern, sondern ich berufe mich auf die Darstellung eines so hervorragenden Kenners der Frankfurter Geschichte dieser Zeit, auf Veit Valentin, der in seiner Darstellung der Revolution 1848 diese Meinungswandlung folgendermaßen charakterisiert: „Bis dahin, bis 1848, schien Berlin die loyale Residenz eines sehr autokratischen östlichen Fürstentums. Es zeigte nun bürgerliches Selbstbewußtsein, vorwärtsgetrieben, fast bedroht von Sozialrevolutionären. Berlin zeigte eine Überreife. Deutschland wunderte sich und war doch stolz auf Berlin. Durch den 18. März erwarb Berlin den Anspruch darauf, die neue deutsche Hauptstadt in einem befreiten Europa zu sein . . . Berlin und der Traum vom unsterblichen freien Deutschland haben sich in diesen Tagen miteinander verbunden.“

Diese Worte muten fast aktuell an, als wären sie nach 1945 geschrieben. Sie stützen sich auf dokumentarische Erklärungen der Zeitgenossen und zeigen den einen für unser Thema so wichtigen Zusammenhang, wie durch das Verhalten einer Bevölkerung, wie durch Ereignisse unerwarteter Art die öffentliche Meinung erregt, geformt, bewegt und gewandelt werden kann.

Nun, weder die Barrikadenkämpfe in Berlin noch die Verhandlungen der Nationalversammlung in der Paulskirche haben 1848 zur Einigung Deutschlands und damit zur Inthronisierung einer Hauptstadt geführt. Als 1871 dann Bismarck die Einigung erzwang, mußte Berlin in der öffentlichen Meinung alle jene Kritik erleiden und auf sich laden, die der Lösung Bismarcks galt. Die Großdeutschen brachen ebenso den Stab über die Hauptstadt der Kleindeutschen, wie die Liberalen und Demokraten über die Residenz des Obrigkeitsstaates. Auflehnung oder Ablehnung der Hauptstadt von seiten der Provinz, wie sie überall vorhanden ist, wurde in Deutschland vergrößert durch das Ressentiment, das aus der gewaltsamen Lösung der nationalen Frage erwuchs und konserviert wurde. (Der Bundespräsident hat übrigens vor vier Wochen den Oberbürgermeister dieser Stadt gefragt, ob man in dieser jubiläumsfrohen Zeit vielleicht auch schon für das Jahr 1966 ein Trauerkomitee vorbereitet habe — wenn es kommen sollte [wie es ihm Dr. Kolb vorschlug], so würde ich in der Lebendigkeit auch dieser Tradition nur eine Bestätigung meiner These erblicken! Aber dies nur nebenbei.) Daß sich das Traditionsbewußtsein des so viel älteren kulturell so viel reicheren Westens gegen die Stadt Ostelbiens ablehnend verhielt, war nicht verwunderlich. Aber die Antipathie gegen Berlin in dem Augenblick, in dem es zur Hauptstadt erhoben wurde, galt freilich zum größten Teil dem Preußentum, mit dem Berlin gleichgesetzt wurde, und gegen das mit demokratischem Öl gesalbte Umkreis, Westen, Süden und Norden, rebellierte. Wenn eine gerade organische Entwicklungslinie von der demokratischen und nationalen Bewegung der 48er Jahre von Frankfurt nach Berlin geführt hätte, dann wäre es der neuen deutschen Hauptstadt trotz ihrer geographischen Lage und trotz ihrer geringeren Kulturtradition nicht so unendlich schwer gefallen, die Anerkennung als legitime Zentrale zu erringen. So aber, nach dem Bruch der demokratischen Entwicklung, nach der kriegerischen Lösung der deutschen Frage, mußte Berlin — ebenso wie die politische Herrschaft einer Legitimation durch die öffentliche Meinung bedarf — mußte Berlin erst die öffentliche Meinung für sich erobern.

Dabei fiel erschwerend ins Gewicht, daß — wie es der Geograph Leyden kennzeichnet — keine Hauptstadt eines Staates auf geschichtlich und kulturell so schmaler Basis stand wie Berlin, in seiner von der Natur und dem menschlichen Verhalten so ungünstigen Umgebung. Jede andere Hauptstadt jedes anderen Landes besaß bessere günstigere Voraussetzungen als gerade Berlin, jede andere ungekrönte traditionsreiche Stadt des Westens hätte einen größeren inhaltsschwereren Fundus mitgebracht. Die Leistung, auf so schmaler wirtschaftlicher und geographischer Basis eine solche Stadt aufzubauen, ist natürlich in erster Linie das Werk der preußischen Könige. Es ist schwer zu entscheiden, was erstaunlicher war, die lächerlich kleine Grundlage, auf der die preußischen Könige sich ihre Residenz aufgebaut hatten, oder die verhältnismäßig große Leistung, die sie auf diesem beschränkten Grund zustande brachten. Solche Leistungen haben ambivalente Wirkungen, sie erzeugen ebenso viel Bewunderung wie Ablehnung. Und gerade, daß sie als Werk der preußischen Könige für eine Inkarnation des unbeliebten Preußentums und des Untertanengeistes angesehen wurden, ließ die Ablehnung in Süddeutschland nur noch stärker werden.

Die Stellung, die Berlin nach 1871 als Hauptstadt Deutschlands einnimmt, wird von den verschiedensten Faktoren bestimmt: von seiner exzentrischen geographischen Lage im Reich, von seiner ärmeren kulturellen Tradition im Vergleich

zu anderen Städten des Reichs, durch die gewaltsame Form, in der die Lösung der deutschen Frage erfolgt war, durch die Vorherrschaft Preußens, durch die Tatsache, daß der ersehnte neue Nationalstaat als Obrigkeitsstaat geboren war und durch den neueren parvenühaften Reichtum der Gründerjahre.

Wenn die Provinz im ausgehenden 19. Jahrhundert von Berlin sprach — so hat es ein aufmerksamer Beobachter beschrieben —, so meinte sie meist nicht die Stadt mit ihrer lebhaften Bevölkerung und ihrer durchaus lebendigen Selbstverwaltung, sondern sie meinte den Apparat, den „Wasserkopf“, die Reichs- und die preußischen Behörden, die umfangreich angeschwollene Wirtschaftsbürokratie, die nicht klar überschaubare, aber so einflußreiche Börse mit ihrer unsolide gewordenen Spekulation, und die nicht minder undurchschaubare und einflußreiche Börse, auf der die geistigen Werte gehandelt wurden: Theater, Kunst und Presse. Wenn wir uns der Klage Börnés erinnern, daß Deutschland ein Markt für alle geistigen Erzeugnisse fehle, so sehen wir ein halbes Jahrhundert später diesen Markt in Berlin keineswegs als Brenn- und Strahlpunkt des ganzen deutschen Geistes, sondern vom Widerspruch der Provinz (die eigentlich keine „Provinz“ war) angegriffen und umkämpft, selbst wo eine neue eigene geistige Leistung sichtbar wurde. Die junge Hauptstadt, die noch um Anerkennung in der öffentlichen Meinung werben mußte, warf sich alsbald ehrgeizig und selbstbewußt zur Herrscherin der öffentlichen Meinung auf — ohne doch die beherrschende Stellung etwa von Paris zu erreichen, weil die reichen Kräfte in den Gliedern des Bundesstaates ihre Existenz weiterführten.

Aber Berlin begann, eigene Kräfte zu entwickeln, es begann im wörtlichen und übertragenen Sinne, über Preußen hinauszuwachsen. Während es zur Zeit der Reichsgründung noch keine Million Einwohner besaß, waren es zu Beginn des 1. Weltkrieges bereits 4 Millionen Einwohner geworden, mehr als heute. Selbstverständlich resultierte dieses Wachstum nicht aus einer natürlichen Bevölkerungsentwicklung, sondern Berlin erwies sich mehr und mehr als eine Anziehungskraft — jene Anziehungskraft, die eine echte Hauptstadt-Funktion ist, auch wenn sie hier erst nur quantitativ und äußerlich wirksam war, als Assimilierungs- und Zufluchtsort, als Aufstiegsmöglichkeit für frische Pionierkräfte vor allem aus Ostelbien. Diese eigentümliche Anziehungs- und besonders Assimilierungskraft beweist Berlin auch noch heute; es gibt in dieser Stadt keine Unterschiede zwischen Alt- und Neubürgern, Flüchtlinge und Heimatvertriebene werden hier schnell zu Berlinern. Je stärker aber diese Konzentrations- und Assimilationstendenz ist, desto größer wird die Spannung zu anderen Städten, die die Tradition ihrer Stammesverbundenheit bewahren. „Darin beruht“, so hat man gesagt, „die Ähnlichkeit von Groß-Berlin mit den amerikanischen Weltstädten, deren Größe auch erst jüngerer Entstehung ist und die ohne den Ballast einer geschichtlichen Überlieferung gleichsam wurzellos in die umgehende Landschaft hineingestellt sind.“ Diesem geringeren Traditionsbewußtsein der Berliner entspricht auf der Aktivseite ihre Aufgeschlossenheit für alles Neue, ihr Gegenwartssinn und ihr Zukunftswille. Dieser unruhige Geist kommt auch in der ruhelosen Neuerungssucht im Städtebau seit 1870 zum Ausdruck, die jede Stilperiode mitmacht, so daß die Stillosigkeit schließlich zum Stil wird, der das Stadtbild geprägt hat.

Dabei darf ein erheblicher Einfluß nicht unterschätzt werden, nämlich das ganz besondere Berliner Klima. Es scheint, daß zur Ausbildung des Berliner Typs, dieses gefürchtet schlagfertigen, beneidet wendigen, für alles Neue aufgeschlossenen cleveren Menschenschlages, auch das Berliner Klima beigetragen hat, die klare wachmachende, zur Arbeit befähigende prickelnde Luft, die aus dem Zusammenprall transkontinentaler Luftmassen aus dem Osten und transozeanischer Luftmassen aus dem Westen entstehen soll. Sie ist vielleicht auch eine der Ursachen dafür, daß in Berlin zu allen Zeiten eine andere politische Atmosphäre herrschte als in der Treibhauswärme am Rhein.

Das Berlin zu Beginn des 1. Weltkrieges ist nicht mehr das alte preußische Berlin. Nicht zufällig ist Berlin als einzige preußische Stadt aus dem Provinzialverband herausgenommen worden, nicht zufällig entwickeln sich fortlaufend Spannungen zwischen dem roten Rathaus und dem benachbarten Schloß. Hatten die preußischen Könige den Grundstein für die Aufwärtsentwicklung dieser Stadt gelegt, so ist ihr Aufschwung im 20. Jahrhundert eine Schöpfung ihrer Bürger. Aus der wirtschaftlichen Leistungsbilanz läßt sich diese Verschiebung der Gewichte ablesen. Die Berliner leben nicht mehr nur von Dienstleistungen für Deutschland, sondern zu ebenso großem Teil aus gewerblichen Leistungen. Berlin ist nicht mehr nur Verwaltungszentrale, sondern auch Industrie- und Handelsstadt von internationalem Rang. Mit dieser Ver-

Aachen bezeichnet die Verlegung des fränkischen Schwerpunkts vom altromanisierten merowingischen Franken an die Grenze des freien Germaniens; Aachen bedeutet mit Frankfurt, Corvey, Regensburg, Franken, Sachsen, Bayern. Aachen bedeutet auch Pavia und Rom, bedeutet den fränkisch-deutschen Langobardenweg nach Italien, wieder: fränkisch-deutsche Völkerverwanderung. Aachen bedeutet zugleich Fulda, den ersten Dualismus der deutschen Geschichte, auch die erste Synthese: von germanischer Art und lateinischer Bildung.

Die zweite Wegmarke der deutschen Geschichte: Magdeburg, wo Otto I. sein Erzbistum errichtete. Getrennt von Paris, mit dem Aachen noch verbunden war, steht die neue Elbestadt am Rand der Slawenwelt, Vorposten des sächsischen Stammes, der, einst Objekt fränkischer Eroberung, jetzt die ostfränkischen Stämme überherrscht. Aber Magdeburg ist auch das „zweite Rom“. In Rom erneuert Otto das karolingische Imperium, nämlich die fränkische Einwirkung auf den Papst für die Deutschen. Der zweite Dualismus deutscher Geschichte begründet sich: der Dualismus der westöstlichen vom altesiedelten Rhein- über das deutsche Ausbauland in slawisches Kolonialland und der nord-südlichen Richtung nach Pavia, Rom, endlich Palermo. Magdeburg bedeutet aber noch etwas anderes: königliches Überherrschen mächtiger Stämme: Franken-Lothringen, Sachsen, Schwaben, Bayern in einem Reich ohne Integration: ein „Notbau“, der seine Autorität nach innen weniger durch feste Verfassung als durch Taten in unerwachter Umwelt begründet: Augsburger Ungarnschlacht, Rom, Magdeburg. Darum ist dies Magdeburg ein tragisches Zeichen: es meldet, daß die deutsche Geschichte nicht aus kleinen Anfängen, sondern mit steiler Höhe beginnt; es bedeutet die deutsche Verfrühung, der durch Jahrhunderte deutsche Verspätungen folgten.

Das alte deutsche Reich war eine königliche Herrschaft über mächtige Stämme und, in Zeiten dünner Besiedlung und seltener Kommunikation, lebensmächtige Adels Herrschaft. Eine lebenswichtige Stütze des Reichs war dessen Verfügung über die Kirchen, zumal über die Bistümer. Diese kräftige Stütze wurde zu tödlicher Schwäche, als ein neuer religiöser Geist sich gegen die archaische Dienstbarkeit der Kirche unter die adligen Laien und zumal unter den König erhob: die ernste, adlige Läßlichkeit absagende religiöse Reform, die, nachdem sie mit königlicher Hilfe Rom ergriffen, mit den Banstrahlen Petri den deutschen König als den gleichzeitigen Herrn über das in Rom zu erwerbende Kaisertum härter traf als seinen königlichen Zeitgenossen in England und Frankreich. Als der in dem Gesetz des Anfangs begründete Dualismus von Königtum und Adel dahin gedieh, daß das Fürstentum, zumal das sächsische, sich mit dem Nachfolger Petri gegen den Nachfolger Karls des Großen verband, lag König Heinrich IV. vor Papst Gregor VII. zu Kreuze: Canossa heißt die dritte Tatsache der deutschen Geschichte: und der Dualismus von Macht und Geist hatte sich im deutschen Leben durchgesetzt.

Schon war von Frankreich her der fortgehenden Verkirklichung des Geistes ein neuer Laiengeist entgegengesprungen, als es Friedrich Barbarossa, dem Diplomaten, noch einmal gelang, die adligen Gefühle an eine großartige Reichspolitik zu binden, das Fürstentum auch verfassungsmäßig ins Reich einzubauen, Rodung, Siedlung, Beamtenverwaltung dem hohen Adel entgegen — oder doch an die Seite zu setzen und die Königsdomäne sowohl an die jetzt ins Fließen kommende ostwärts gerichtete Volksbewegung wie an die damals mächtig ins deutsche Leben einschließende Stadtkultur anzuschließen. Aus den Bischofshöfen verdrängt, baut sich das weltlicher gewordene staufische Königtum von Wimpfen bis Eger und endlich bis Castel del Monte seine Pfalzen; so mag Gelnhausen, die Pfalz östlich von Frankfurt, wo im April 1180 die Entmachtung Heinrichs des Löwen sich vollendete, die Marke für die vierte, die staufische Station Deutschlands sein. Aber so herrlich früh diese Zeit in Dichtung und Dom uns erscheint, in Wahrheit ist sie schon eine restaurative, reformierte, im Verhältnis zu den Fürsten, zum Papst und zu den Lombardenstädten mühsame Zeit. Am Abend vor und nach dem raschen Sturz fliegt die Eule: zwischen 1180 und 1240 entsteht, im französischen Gefolge, die erste große deutsche Dichtung, drängt sich mit ihr, mit Bamberg und Naumburg, das Höchste an deutschem Leben in Jahrzehnten zusammen wie in den zwei anderen deutschen Wunderzeiten um 1500 und um 1800. Aber die Sprüche Walters von der Vogelweide treffen schon ein politisch schwer krankes Reich; während er sang, wurde der staufisch-welfische Streit auf einem französisch-englischen Schlachtfeld entschieden; das Gesetz des Handelns war aus Deutschland gewichen, und der Nutznießer, nicht der Sieger, der Schlacht von Bouvines, der Staufer Friedrich II., gab in seiner einsamen Größe der Mit- und Nachwelt ein Spiel, das ein italienischer Nachspruch der deutschen Kaiserzeit war.

War dem deutschen Reich der Staat nicht gelungen; brauchten die auf seine Kosten emporkommenden fürstlichen und nicht fürstlichen Landesherrschaften Jahrhunderte, um eines Staates zu werden, so entfaltet, vermehrt, bildet, verschönt sich seit dem dreizehnten Jahrhundert bis hin zu Meister Frankes Hamburg und Riemenschneiders Rothenburg das deutsche, zumal das bürgerliche Volksleben: dies sind die spätmittelalterlichen Dualismen: schwacher Staat und starkes Volk, Stadt und Land, und eine neue Synthese: West und Ost: Kolonisation, besser gesagt: Schaffen des östlichen Deutschlands in der Eigenart neuen Bodens und, was wesentlicher ist, als Verbreiterung der alten Art. Nennen wir nach Aachen, Magdeburg, Canossa, Gelnhausen dies fünfte Deutschland nach der Marienburg, dem Sitz des Hochmeisters des Deutschen Ordens seit 1309: Deutsche Verspätung als letzter Kreuzfahrerstaat, deutsche Zukunft in straffer, nicht an Rechten, sondern an Pflichten orientierter Staatsverwaltung, in Siechtum und Ende aber gebunden an einen weiteren spätmittelalterlichen Dualismus: die Zweiheit von Landesherrn und Ständen.

Die Spannung versagender Obrigkeit in Staat und Kirche, die Krise der von feudaler Kirche unbefriedigten, seit dem dreizehnten Jahrhundert sich da vergrößernden, dort verfeinernden, stets aber sich intensivierenden Frömmigkeit, entläd sich in dem, auf die geschichtliche Wirkung gesehen, größten Deutschen: Martin Luther. Wir nennen die von ihm heraufgeführte weltgeschichtliche Stunde Deutschlands „Wittenberg“: denn nicht aus der Mitte der alteingesessenen Kultur, sondern von ihrem Rand, auf deutsch spätmittelalterlichem Neuboden wurde die Welt verändert. Die Welt: das heißt Zwingli, Calvin, Elisabeth von England; Locke, Kant. Die Welt: das heißt Hemmung und Abdankung Karls V. Die Welt: das heißt Bündnis und Zögerung; Erasmus; die Welt: das heißt Gegenreform: Ignatius, Philipp II., Trient. Die Welt: das heißt der teilweise Sieg der Reformation, der status quo von 1555, 1648. Das heißt wesentlich deutsche Eigenart: die Teilung Deutschlands in die Konfessionen. Man hat sie beklagt; sie bedeutet aber auch: Ablösung Deutschlands von dem widersinnigen Gegensatz von Klerikalismus und Antiklerikalismus, von Kirchlichkeit und Freimaurerei, Freisetzung der Kräfte für bessere Gegensätze.

Da Luther und die Reformation den weltlichen Staat weder wollten, noch hervorriefen, wurde die von ihm aufgeworfene Gewissensfrage eine Frage des Reichstags. Nach dem Jahre 1648, das den deutschen Fürsten die Souveränität gab, spiegelte dieser schließlich Regensburgische Reichstag das Pufenordische Monstrum, in dem der Habsburgische Kaiser nicht mehr die aristotelische Monarchie über die fürstlichen Pairs übte. Die deutsche Barockwelt entsteht, die protestantische der Bücher, die katholische der Bilder. Die Barockwelt, erst von Spanien emanzipiert, dann von Frankreich beherrscht, in kaiserlichen Taten, im Ruhm des Prinzen Eugen gegen die Türken, endlich im spanischen Erbfolgekrieg gegen Frankreich sich behauptend. Sonst kleinstaatlich, aus ständischer Mitwirkung, aus ländlichen Pensionen, mittelalterlich reformatorisch kirchlicher Bevormundung in Schule und Staat gebunden. Aus dieser Welt, vielfach dumpf in ihrem Volksleben, glänzend auf den Opernbühnen der Hofgesellschaft, in diesem Berlin eines langsam, zwischen Kepler und Leibnitz aus Orthodoxie, aber auch: Magie, Alchemie, Astrologie sich freiringenden Geistes, arbeitet sich die neue brandenburgisch-preußische Monarchie empor: wieder auf jungem, kolonialem, kargem Boden: das erste Potsdam der drei großen Hohenzollern; in 46 Jahren tut Friedrich II. die Schritte, die ihm den Beinamen des Großen sichern: den Frankreich weit übertreffenden Schritt zum modernen Staat, von der Religion des Hofpredigers zur Religion der Vernunft, aber auch von der Hausvaterpflicht der väterlichen Bibelreligion zum Staatsdienst, zu dem Pflichtbegriff, den in der preußischen Universität Königsberg Kant zur Philosophie des kategorischen Imperativs vergeistigte — der Krieg gewandelt von der 1740 vom Zaun gebrochenen Reise der glorie zu dem siebenjährigen Existenzkampf gegen eine große Koalition, die sich entgegen zweihundertjähriger Überlieferung, gegen den revolutionären Störer des französisch-habsburgischen Gleichgewichts, gegen Friedrich gefunden hatte.

In den Jahren des Alten Fritz aber glitten schon die Federn Goethes und Schillers über das Papier, wirkten Kant und Lavater, wurden Hölderlin und Beethoven geboren — fast alle einmal begeistert von der großen Revolution Frankreichs; das Preußen des Alten Fritz stürzt, 1806, unter Napoleon danieder. Die alte, reorganisierte Armee, die neue vom deutschen Idealismus geprägte Bildung, die aus alten Traditionen und englischem Vorbild gewachsene neue Bürgereinsinnung der Scharnhorst, Hegel, Stein, Humboldt, führt auf das Völkerschlachtfeld nach Leipzig, diese Kräfte überdauern die Friedensordnung von 1815. In dem europäischen Revolutions-

jahr 1848, als die Männer alt waren, die in der Zeit der Befreiungskriege reif, und da die reif waren, die als Jünglinge die Leipziger Schlacht geschlagen hatten, stand die Saat der Befreiungskriege schnittreif zur Ernte.

Das „Frankfurt“ der Nationalversammlung so gebildet und edler Männer wie sie sich nie mehr in einem Parlament versammelt haben, gebe dieser siebenten Station der deutschen Geschichte den Namen. Dieses Frankfurt will die Reform des Deutschen Bundes zu einem deutschen Staat, es will die deutsche Verfassung, seitdem das in adliger Karosse fahrende, von Kabinett zu Kabinett finassierende Ancien Regime die gebildete Rote hatte bewaffnen müssen: die Verfassung, die aus Gneisenaus Freiheit des Rückens die Konsequenz aktiver Bürgerfreiheit, die Konsequenz des Freiherrn vom Stein zog; Frankfurt wollte die nationale Einheit, wollte deutsche Verspätung nachholen im erbkaisertlich großdeutschen Streit. Beides ist nicht in Frankfurt, sondern bei Königgrätz gelungen, nicht 1848, sondern 1866, kleindeutsch, preußisch gelungen dem bei aller revolutionären Vielfalt der Mittel konservativen preußischen Staatsdiener Bismarck: vor Königgrätz die Düppeler Schanzen. Nach Königgrätz Sedan, Massenkrieg und neue Eisenbahnstrategie, Moltke mit dem Roonschen Heer, außenpolitische Lösung der deutschen Frage. Königgrätz schiebt die ältere Frage hinaus, die mit den Aufständen der Völker schon Frankfurt gedrängt hatte, sie bleibt aufgeschoben mit dem 1919 verweigerten Anschluß, der dann, 1938, in einer zur Katastrophe führenden Großmachtspolitik in unklarer Anlehnung an die Reichsidee des deutschen Mittelalters den großdeutschen Gedanken verbraucht und desavouiert. Aufgeschoben aber blieben auch die großen sozialen Probleme, die, mit unvergleichlicher Vermehrung der Menschenzahlen das neunzehnte und zwanzigste Jahrhundert aller früheren Geschichte unvergleichbar machen. Die Welt des Massenkatholizismus, die Welt der Arbeiterfäuste, die sich zumal seit den Arbeiterkonzentrationen an den großen Bahnbauten der sechziger Jahre nach der Parole des kommunistischen Manifests ballen, das Frankfurt doch erst von fern bemerkt hatte: diese fremde Welt der Fabriken und Übersee-Linien wird von dem Reiter von Varzin, dem Jagdwagenfahrer von Friedrichsruh diplomatisch gezügelt, gesetzgeberisch geregelt, aber nicht geistig bewältigt.

Der Geist aber geriet in das Zwielficht, das wir Bayreuth nennen wollen, noch zeichnete Ludwig Richter, schon las man Wilhelm Busch und Theodor Fontane, als Richard Wagner alle Krisen seines Jahrhunderts in sich vereinigte. Der Dresdener Kapellmeister im Bereich Weberscher Romantik, der Genosse des russischen Anarchisten Bakunin, der von dem Paris träumte, das die Revolution dem Erdboden gleichgemacht, der Harfner eines umnachteten Königs, dereinst, als er längst der Versorger eines rauschbedürftigen Bürgertums geworden war, antikirchlichen, großdeutschen, antisemitischen, nationalsozialistischen Gefühlen das Theaterschwert germanischer Heldensagen lieb, damals als sein Gesamtkunstwerk schon zur Kassenoper der auf dem Boden seiner jugendlichen Zerstörungspläne gebauten Grande Opera geworden war; Richard Wagner, souverän wie kein Künstler vor ihm, dirigierte vor einem demokratisierten von Friedrich Nietzsche und Stephan Georges Aristokratismus verachteten Publikum ohne Ränge und Logen den fünfständigen Tristan, während um die Opernhäuser Europas die Straßenbahnen klingelten, und in den Vorstädten die Fabriken arbeiteten; allzufern war die Zeit nicht mehr, da man in einer allverbundenen Welt die Flugzeugplätze nach der Festspielstadt bestellte.

Eine allverbundene Welt. Eine Welt, in der nicht mehr reich und arm, sondern Kapital und Arbeit einander gegenüberstanden; eine Welt der Weltverteilung; verspätet, und deshalb zum Ärgernis drängt sich das durch Bismarck zur Großmacht gewordene Deutschland in den Kreis der Weltmächte. Sie vergessen ihren Streit, erinnern sich der Rache für Sadowa, finden sich über der österreichischen Frage: vier Jahre Weltkrieg. Viele Schlachten, und doch nur eine, die der neuen deutschen Station den Namen geben kann: Verdun. Das bedeutet: Frankreich-Deutschland: Bruderzwist im Hause Karls des Großen. Verdun: Stellungskrieg unter der Erde im Unterstand, schon über der Erde im Jagdgeschwader; Hekatonben der Toten, Systematik des Verbandplatzes. Verdun heißt auch: Rüstungsfabrik, von Chemikalien zersetztes Frauenhaar, Kinderhort, Kriegsämtler, bürokratisierte Sozialpflicht, Totalität: noch nicht Bombenteppich, aber Artillerie-

überfall, Gas, Stacheldraht: Krieg als das dem kleinen Mann eingehämmerte Entsetzen, äußerste Überanstrengung, Revolution als Ermattung. Dann Versailles: blinde, altmodische Hypothek für die Republik von Weimar. Angeblich im Felde unbesiegt, nicht vergessen könnend und doch vergeßlich, in der Jugend nach der neuen Synthese des nationalen und des Sozialen suchend, lassen sich gute Kräfte des deutschen Volkes vor der Tribüne des Führers auf dem Parteigelände von Nürnberg zu defilierenden Kolonnen formieren. Nachdem das Ausland, vor allem Frankreich, alles getan hatte, das deutsche Volk von Weimar zu entmutigen, wurde dieses nach endgültiger Form sich sehrende Volk von Nürnberg bewaffnet gegen die Welt, um in den Katastrophen des zweiten Weltkrieges zu erfahren, daß es gegen sich selbst bewaffnet worden war. Zu einem Teil ließ es die Instinkte eines Mannes in sich ein, der viele Fähigkeiten hatte, dem aber die Liebe sich versagte. Die Ableitung deutscher Mißgefühle auf Fremde, besonders auf die ein Jahrzehnt hindurch beschimpften Juden gedieh zu Verbrechen, die den Deutschen in der jüngsten Phase ihrer Geschichte den Kampf um ihr Recht und ihre Ehre schwer gemacht haben. Das Ende von 1945, das zweite, Deutschland in vier Zonen und zwei Welten teilende Potsdam, geht in unseren Tagen seiner Liquidierung entgegen.

Man spricht vom deutschen Wunder — es gibt keine Wunder, es gibt nur wunderbar scheinende Ereignisse einer schnell lebenden und schnell vergessenden Zeit. In diesem Sinne mag man es ein Wunder nennen, dieses westliche Deutschland auf dem Hintergrund der Flüchtlingstrecken und Kohlen stehlender Ehrenmänner, dieses westliche Deutschland am Konferenztisch in Paris. In Wirklichkeit ist das Wunder nichts als das ungeheure Sicherheitsbedürfnis des modernen Menschen, die durch alle europäischen Völker hindurchgehende Sehnsucht nach Stabilität. Hat der Historiker, und ergänzen wir: der denkende Zeitgenosse wirklich ein Wächteramt, so wäre es die Sorge, daß Stabilität nicht zu einer bourgeoisen Verstockung werde, die dann der Frische des nationalen und sozialen Handelns den Weg in das scheinpatriotische Abenteuer freigeben würde.

Mit dem Gedanken der Sicherheit erinnern wir an den Anfang dieses Vortrages. Wir wollten mit den von uns bezeichneten dreizehn Stationen den Sinn der deutschen Geschichte andeuten — sollten wir statt dreizehnfacher Andeutung nicht die einfache Formel dieses Sinnes finden können? Erklärende Formen klangen an mit den die deutsche Geschichte begleitenden Dualismus; die kürzeste Formel wäre wohl Verfrühung und Verspätung. Daß wir nicht Jahresziffern sondern Orte zu Symbolen gewählt haben, mag die dritte Formel ergeben: den Wechsel des räumlichen Schaupunktes in der Zeit, nicht London, nicht Paris, sondern Aachen, Magdeburg, Canossa, Gelnhausen, Marienburg, Wittenberg, Potsdam, Frankfurt, Königgrätz, Bayreuth, Verdun, Nürnberg, Potsdam. Aber diese drei: Dualismus, Verspätung, Streuung sind eben Formeln, formale Bestimmungen. Den gesuchten Satz über den Sinn der deutschen Geschichte gibt es nicht. Wenn die Geschichte nicht der dialektische Prozeß zum irdischen Paradies als der klassenlosen Gesellschaft ist, aber auch nicht Abbild, Vorbild oder Gegenbild des Reichs Gottes, wer, wie dem Historiker allein ansteht, innerweltlich denkt, dem enthüllt sich der Sinn der Geschichte nur im Übergang von der geschriebenen zur geschehenden Geschichte. Alle Kultur- und Universalgeschichte ist interessant, der menschlichen Existenz Tiefe gebend, aber zum Schwur kommt die Geschichte nur als Brücke zur Welt des verantwortlichen Handelns in geschichtlich gegebenem Rahmen. Der Sinn der Geschichte liegt im Handeln des Menschen: des Menschen, der den Sprung zum Handeln, zum Behandeln der Dinge aus ihrer Mitte, gewagt hat, des handelnden Menschen, der zugleich der leidende Mensch ist: denn alle, die es wirklich besser wissen, dürfen auf ihn deuten. Seitdem aber dem Menschen bedeutet worden ist, daß er sich nicht Gott gleich zu machen habe, ist er an die Geschichte gebunden: er weiß, daß die Geschichte alt ist, er weiß, daß die Geschichte seiner Arbeit spottet, und er handelt, als sei jeder Tag der erste Tag. Der handelnde, der politische, der besorgte Mensch ist der Sinn der Geschichte — er verhält sich im Handeln geschichtlich und leidet an der Geschichte, damit alle die Gaben des Winters, des Frühlings, des Sommers und des Herbstes empfangen können.

# Berlin im Wandel der öffentlichen Meinung

Von Otto Suhr

Das Thema meines Vortrags, die Stellung Berlins im Wandel der öffentlichen Meinung, scheint mir von aktueller Bedeutung. Denn das Phänomen, daß die Hauptstadt Berlin bis 1945 weitgehend auf Ablehnung stieß und sich seitdem, seit ihrer Enthauptung, die Sympathien nicht nur in Deutschland, sondern in der Welt erworben hat, hängt nicht nur mit der alten, tief in die deutsche Entwicklung hinein- und zurückgreifenden Frage der deutschen Hauptstadt zusammen, sondern ist zugleich ein Beitrag zu der Frage der Bedeutung des politischen Erlebnisses für die öffentliche Meinungsbildung, und ihre Beantwortung könnte vielleicht auch gewisse Schlußfolgerungen für die Funktion Berlins bei der Wiedervereinigung zulassen.

Ich empfinde diesen Gegenstand meiner Rede aber auch gerade hier an diesem Ort als besonders singemäßig. Denn die Spannweite der Frage um die Hauptstadt Deutschlands hat seit fast einem Jahrtausend die Stadt Frankfurt gestreift, seit ihrer Rolle als Wahl- und Krönungsstadt der deutschen Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, bis zu der jüngsten Auseinandersetzung über die provisorische Hauptstadt der Bundesrepublik Deutschland — immer ist Frankfurt eine Beinahe-Hauptstadt gewesen. Deutschland war bis zur späten Nationalstaatbildung in der Tat ohne Hauptstadt.

Erst nachdem die Nationalstaatbildung auf demokratischer Basis in der Paulskirche gescheitert war, um dann von Preußen gewaltsam geschaffen zu werden — wurde Berlin, die Stadt Ostelbiens, die Stadt ohne die reiche Kulturtradition der alten Reichs- und Hansestädte, den Deutschen als Hauptstadt oktroyiert. Das ganze Elend der deutschen Einheitsbewegung, aber auch der ganze so vielfältig zerstreute Reichtum des deutschen Föderalismus spiegeln sich in dieser Wahl (oder vielmehr Nichtwahl) von Berlin, der jüngsten Hauptstadt der großen Nationalstaaten, wider. Während in Frankreich und in England die Ausbildung des Nationalbewußtseins mit der Machtstellung des Staates gleichzeitig und in Wechselwirkung mit der Entwicklung von Paris und London als den unbestrittenen Macht- und Kulturzentren ihres Landes vor sich geht, lag Deutschlands Schwäche und Macht in der Zersplitterung seiner Staaten und der Kraft seiner Städte als den Trägern der Kultur, in vielfältigen kleinen Sammelpunkten ohne konzentrischen Mittelpunkt. Niemand anders als Treitschke hat „das Fehlen einer Hauptstadt das älteste, unnatürlichste Gebrechen der deutschen Nation“ genannt.

Wie früh dieser Zustand und seine Folgen schon erkannt worden sind, zeigt die Untersuchung, die 1669, zwanzig Jahre nach dem Frieden von Münster mit seiner unheilvollen Konsolidierung der Zersplitterung (wenn man es so ausdrücken darf) — die Untersuchung, die der junge 23jährige Leibniz über Wesen und Begriff der Hauptstadt unternimmt. Eine Hauptstadt, sagt Leibniz, soll sein „eine Residenz, Behördensitz, Handelsstadt, Universität und Festung in einem, möglichst in der Mitte des Landes, ein politisches Herz, von welchem des ganzen Leibes Bewegung und Nahrung fließt, so daß die Quellen durch ihre Vereinigung zu einem Mittelpunkt gleichsam einen schönen und fischreichen Weiher geben“. Und nun macht er hier eine interessante Einschränkung für Deutschland: „wiewohl es nicht zu leugnen ist, daß endlich eine Hauptstadt aller Hauptstädte der ganzen Republik, als Paris, London und dergleichen, sein solle. Und ist unserm Teutschland schädlich genug, daß ihm ein solches (Lebenszentrum) — nebst andern allgemeinen Vereinigungsmitteln — mangelt.“

Die Hauptstadt als „allgemeines Vereinigungsmittel“ — das ist das Problem, um das es mir hier geht. Es ist hier nicht die Zeit und der Ort, um Wesen und Voraussetzungen der Hauptstadt-Funktion im allgemeinen darzustellen. Es kommt mir hier nur auf die eigentümliche Wechselwirkung an, die zwischen einer Hauptstadt und der Herausbildung der öffentlichen Meinung besteht.

Sieht man von den religiösen Glaubenskämpfen der Reformationszeit ab, so bildet sich eigentlich zum erstenmal in Deutschland mit der Volksbewegung zum Nationalstaat ein echter Wettstreit öffentlicher Meinungen, der das ganze Volk erfaßt, ja man könnte es sogar so formulieren, daß ein Nationalbewußtsein darin besteht, daß eine öffentliche Meinung über die Einheit der Nation vorhanden und bewußt ist. Die öffentliche Meinung ist — nach Hermann Heller — eine Bedingung der staatlichen Einheit. Sie bedarf jedoch augenfällig einer Personifizierung oder Konkretisierung, als ge-

meinlich angenommen wird. Ebenso wie es für die Herausbildung des neuen deutschen Staates wichtig war, ihn in einer Spitze zu personifizieren — es war übrigens Theodor Heuss, der bei den Beratungen im Parlamentarischen Rat immer wieder darauf hingewiesen hat, daß es für das deutsche Volk notwendig sei, ein Symbol für die Einheit des Staates in der Gestalt eines Bundespräsidenten personifiziert zum Ausdruck zu bringen (Theodor Heuss hat damals sicherlich nicht geahnt, daß er selbst dieses Symbol verkörpern würde — übrigens ist dieses Wort und der Begriff des Symbols eins seiner Lieblingskinder) — ich wollte sagen: eine ähnliche Personifikation oder Konkretisierung scheint mir für die Entwicklung des Nationalbewußtseins eines Volkes in der Hauptstadt zu liegen.

Wie stark diese Funktionswirkung der Hauptstadt in der jüngsten Vergangenheit unbewußt und teilweise sehr bewußt eingeschätzt worden ist, beweist die dramatische Zuspitzung in der Auseinandersetzung über den provisorischen Sitz der Bundesregierung. Welche Motive auch immer den Ausschlag gegeben haben mögen, daß Bonn schließlich Frankfurt über-rundet hat — sicher ist, daß bei der Abstimmung auch die Furcht vor der meinungsbildenden Kraft der Stadt des Römers und der Paulskirche mitgesprochen hat, die Furcht, daß Frankfurt mit dem Gewicht seiner Tradition die Vornahme einer Entscheidung über die zukünftige Hauptstadt eines wiedervereinigten Deutschlands bedeuten könne und eine Gefahr für die künftige Stellung Berlins.

In ähnlicher Weise erscheint in der deutschen Einheitsbewegung im 19. Jahrhundert der Kampf um die klein- oder großdeutsche Lösung, auf eine, schon von den Zeitgenossen gebrauchte, vereinfachte Formel gebracht, als ein Wettstreit der Städte Wien und Berlin, weil sie Sitz der Zentralbehörden der rivalisierenden Staaten Österreichs und Preußens waren — und gerade deshalb mag ja auch Frankfurt 1848 Sitz der Nationalversammlung geworden sein.

Wie deutlich dieser innere Zusammenhang zwischen der Entwicklung der Nationalstaatenbildung und der Hauptstadt seit Jahrhunderten empfunden wurde, dafür gibt es eine Fülle von literarischen Zeugnissen. Er beschäftigt die Geister — wenn auch der Mangel eines Zentrums und die Vielfalt kultureller Quellen zuweilen zur Trugung umgebogen werden. Die Auseinandersetzung über Weltbürgertum und Nationalstaat im Sinne Friedrich Meineckes ließe sich am Beispiel der fehlenden Hauptstadt in Deutschland nachweisen. Nehmen Sie als ein Zeugnis für viele eine Bemerkung Goethes zu Eckermann von 1828: „Wenn man denkt“, sagt Goethe da, „die Einheit Deutschlands bestehe darin, daß das sehr große Reich nur eine einzige Residenz habe, und daß diese eine große Residenz wie zum Wohle der Entwicklung einzelner Talente, wie auch zum Wohle der großen Masse des Volkes gereicht, so ist man im Irrtum ... Gesezt wir hätten in Deutschland seit Jahrhunderten nur die beiden Residenzstädte Wien und Berlin, oder gar nur eine, da möchte ich doch sehen, wie es um die deutsche Kultur stände!“ Ein paar Jahre vorher aber hatte Börne in Frankfurt geschrieben: „Wir ermangeln sowohl einer Hauptstadt, die für alle Strahlen ein Brennpunkt, für alle Erzeugnisse des Geistes einen Markt bilde, aber auch einer Volksrepräsentation.“

In diesen beiden entgegengesetzten Aussagen, die hier für eine Fülle anderer stehen mögen, wird der Zusammenhang zwischen der Hauptstadt-funktion und der Nationalstaatbildung betont. Bei Börne aber kommt jene für die Entwicklung des 19. Jahrhunderts so bestimmende Verbindung der nationalen mit der demokratischen Idee zum Durchbruch. In seiner Formulierung wird die wechselseitige Funktionsbedeutung einer Hauptstadt für den demokratischen Nationalstaat offenbar: wenn auf der einen Seite sich das Nationalbewußtsein in der Anerkennung einer Stadt als Hauptstadt der Nation manifestiert, erhält die Hauptstadt auf der anderen Seite, als Sitz der Regierung und Behörden, als Sitz der Volksvertretung, als Markt für alle geistigen Erzeugnisse usw. einen bestimmenden Einfluß auf die öffentliche Meinungsbildung.

In diesem Sinne richteten sich in dem erregenden und bewegenden Jahr 1848, in dem die öffentliche Meinung zum erstenmal nach der Reformationszeit zu einem entscheidenden politischen Faktor geworden war, die Blicke der gesamten deutschen Nation auf Frankfurt, auf die Paulskirche. Aber — welches bemerkenswerte Ereignis begibt sich: im Bewußtsein der öffentlichen Meinung schiebt sich Berlin mit den März-

# ... alias Tonio Raskollo

Von Horst Enders

Da dies alles offenbar das Ende seines Artistenlebens bedeutete, machte man sich seine Gedanken über ihn. Niemand wußte, wann er zur Truppe gekommen war.

Vielleicht hätte nicht einmal der Direktor, den man fast nur vom Hörensagen kannte, darüber Auskunft geben können, obwohl er seit den seltsamen Veränderungen in der Seilnummer Raskollo unverhohlen Beachtung schenkte. Abends trat er von der Seite der Stadt unter die Lampen der Wagen-gassen, immer mit einer Plakatrolle unter dem Arm, und langsam mit dem bedachten Schritt eines Fremden bewegte er sich in dem Bündel seiner sich drehenden Schatten, verlor sich ins abseitige Dunkel zum Wagen des Seiltänzers.



An einem Morgen hatte ein etwas furchtsam aussehender Mann in einem grauen zu alten und zu großen Anzug im Zirkusring gestanden, als die Monteure sich anschickten, in die Zeltkuppel zu steigen. „Raskollo arbeitet künftig mit dem Schutznetz“, hatte er leise gesagt, die Hand einen Augenblick wie verlegen in den Nacken geschoben und den verbeulten Hut dann schnell in die Stirn gestoßen. „Was ich sagen wollte“, hatte er laut geschnarrt, „das Netz für Raskollo!“ Und schon halb weggedreht: „Sein Seil wird in Zukunft weder nachgespannt, noch kontrolliert. — Ich befehle es“, hatte er fast bescheiden hinzugesetzt und war rasch gegangen.

Seitdem erkannte man in dem häufigen, aber immer späten Besucher des Lagers den Direktor.

Raskollo schien von der Anordnung am wenigsten überrascht. Als er am selben Morgen zum Training kam, sah er von einer Loge aus den Monteuren zu, wie sie das Netz aufhängten, schwieg und sagte auch nichts, als sie, ohne das Seil geprüft zu haben, mit zurückgewandten Gesichtern aus dem Zelt liefen.

Es war ungewiß, ob zwischen Raskollo und dem Direktor eine heimliche Übereinkunft bestand, oder ob sich der Seiltänzer, aus welchen Gründen auch immer, widerspruchslos dem höheren Entschluß fügte.

Heiterer, aber auch fremder als sonst war Raskollo an diesem Morgen. Er glitt am Netz vorbei den Mast hinauf zur Standplatte, nahm eine Stange vom Halter und arbeitete mit großer Leichtigkeit. Anfangs etwas unvorsichtig, ein wenig zu kühn, schien es, dann schleppend und unaufmerksam. Vor der Zeit brach er ab und stieg schwerfällig herunter, Sprosse für Sprosse. Schwang sich plötzlich steif vom Mast und setzte ungelent im Sand der Manege auf. Raskollo hatte zum letztenmal trainiert. Von da an sah man ihn nur noch in den Vorstellungen auf dem Seil.

Er verlor die Genauigkeit seiner Bewegung; ließ sich meist zu weit aus dem Gleichgewicht bringen, korrigierte erst im letzten Augenblick. Doch gewannen seine Vorführungen dadurch bei dem Publikum an Reiz, und man schien es ihm zu verzeihen, daß er mit dem Schutznetz arbeitete.

Tonio Raskollo sprach mit niemand mehr. Hinter dem verhangenen Fenster seines Wagens glomm nachts lange das Licht, und wenn der Direktor durchs Lager gegangen war, klappte die Tür, mehrmals und aufgeregt.

Der einzige Mensch, den Raskollo noch zu bemerken schien, war der Clown. Mit angeklebten Knien saß er zuweilen vor dessen Garderobe, einen Blick hineinzuworfen, wenn sich die Tür öffnete. Oder er schlich nach seinem Auftritt, noch im Trikot, auf die Orchesterempore und beobachtete den ewig hinstürzenden Polko. Wenn der sich beim Schlußapplaus verneigte, schob er sich zur Treppe und stieg mit dem Tusch rückwärts hinunter, blicklos zur Zeltkuppel starrend.

Mit all dem hatte man sich schon halbwegs abgefunden, als Raskollo eines Morgens ins Zelt lief, keuchend und in abgerissenen Sätzen die Monteure bat, sein Seil auf die halbe Höhe des Mastes zu bringen — wurde wütend, da der Gerätemeister zögerte. „Das Seil... das Netz auch... herunter, verflucht.“ — Der Direktor ist damit einverstanden“, bemerkte er plötzlich kühl und obenhin, verbeugte sich tief mit nach hinten geknicktem Kopf, drehte sich langsam weg, machte einige Sprünge und nahm weit sich hinstreckend Platz. „Das Seil braucht nicht geprüft zu werden!“ rief er noch.

Es war kaum anzunehmen, daß das Publikum mit der neuen Änderung der Seilnummer einverstanden wäre. Vielleicht war für Raskollo bald Ersatz zu schaffen, zumal das Hochseil, so weit man zurückdenken konnte, als die größte Attraktion in diesem Zirkus galt.

Mit schweren Schritten betrat Raskollo am Abend den Ring, verneigte sich ernst und sparsam. Der Trommelwirbel schien einem anderen bestimmt. Die Scheinwerfer zuckten

nervös über ihm am Mast, fingen ihn schließlich ein, verfolgten ihn, beharrlich und langsam sich aufrichtend, und rückten sich bald zitternd fest.

Tonio Raskollo setzte einen Fuß aufs Seil: Teppich der Gesichter — lauert Gefahr, jedes einzeln — renkt, staunt Höhe und Kunst, wittert Gefahr — Betrug im Schritt des Artisten... Schritt geht an sich selber vorbei... ist zuviel vorsichtiger Mut dazwischen. — Das Seil muß noch tiefer — Blondin war wohl der letzte... Niagaragebrüll unterm Seil... damit fings an... mußte dann noch Stelzen nehmen, weil er's nicht mehr aushielt... das war das Ende. Hinunter hätte er gemußt. Das Seil muß noch tiefer. — Dann... Abspringen zählt nicht. — Das Geschick ist schuld an allem. Man muß die Leute eines besseren belehren: — Tanz vor dem Spiegel des Stolzes und nichts sonst. Nichts von Gefahr... Doch dann kommt keiner mehr und die Kassen bleiben leer und das ärgert uns sehr... Jetzt den Handstand... immer zu wissen, was man tut, verflucht. — Etwas mehr Leichtigkeit, wenn ich bitten darf, Tonio Raskollo — Unsinn!... Leichtsinn, das ist's: ein Schritt daneben, man wüßte es wieder für einen Augenblick. Der Leichtsinn verfängt sich im Schutznetz... umsonst. Doch die Leute... eines besseren belehren... das Netz... vielleicht. — Der Abschwung, loslassen: jetzt... gut. Ab. Das Seil ist schlecht verankert. Vielleicht... verbeugen — danke sehr... hört doch auf... danke sehr, danke...

Tonio Raskollo hatte gefallen. Zwar das Seil war niedriger, auch das Netz noch darunter, aber man hatte doch gespürt, was Seiltanzen eigentlich heißt. Das hatte man früher nie so beobachten können. Wie schwer er arbeitete. Das war dauernd Kampf und Gefahr, das hätte man früher manchmal vergessen können.

Und Tonio Raskollos Ruhm blieb erhalten. Die Leute klatschten auch, als das Seil noch tiefer gespannt war, so tief, daß ein Sturz auf den Boden nicht gefährlicher sein konnte als ein Fall ins Netz, auf das man darum verzichtete. Aber davon wußte das Publikum nichts; es schien glücklich, daß dem Spiel zwischen Leben und Tod nichts mehr im Wege war, und applaudierte.



Raskollo arbeitete jetzt nicht mehr allein. Auch diese Neuerung wurde um ihrer ungewohnten, wenn auch fragwürdigen Reize willen dankbar begrüßt. Die Partnerin, mit der er nun auftrat, war schon vor einiger Zeit in Raskollos Wagen eingezogen. Man kannte sie nicht, hatte nicht einmal gewußt, daß es eine Artistin war, und allerhand Vermutungen

angestellt. Im Wagen des Seiltänzers war es lebhaft zugegangen; doch dem was die Stallbuben beobachtet zu haben versicherten, wollte man keinen Glauben schenken, obwohl man insgeheim nach Gründen suchte, es glauben zu dürfen. Immerhin konnte dieses etwas zu flott aussehende Mädchen eine Verwandte sein. Besser das — so sagte man.

Und dann kam er mit ihr aufs Seil. Ihr Name stand nicht im Programm. Sie war auch keine große Artistin. Viel widerwillige Zähigkeit und Instinkt war in ihrem Gang, und viel Schamlosigkeit. Augendirne auf dem Seil. Man verlangte nie, ihren Namen zu wissen. Merkwürdig, wie sehr sich Raskollo auf sie einstellen konnte. Jede seiner Bewegungen lief auf sie zu und verlor sich in ihrer schwülen, straßblitzenden Nähe.

Tanzendes Fleisch in Harlem. — Verdammte Züchtigkeit... tu doch nicht so — los, zeig was du kannst, vielleicht verzeiß ich dann, was ich kann und dann und dann... Nur ein wenig den Kopf verlieren... wenig den Kopf... Kopf... Sonne und Durst, Alkohol und... — tu doch nicht so. Jetzt die Rolle, aufstehn, dankesehr, dankebestens... Jetzt bist du dran. Wie du das kannst. Vergiß, was du sollst? Wie? — Das Geschick treibt eitel Fingerspiele... und sie klatschen... bedank dich, auf!... Vergiß? Wie? — Gier übertölpelt Geschick... vielleicht dann... Kopf verlieren... — torkelnder Mummenschanz verstopft das Weltloch... Schritt daneben befreit den Abgrund... Nüstern und Flanken... schweißiger Taumel... — Verflucht, tu doch nicht so... Kopf verlieren... vergiß was du sollst. Wie? — Links, rechts, links, rechts, wie das geht... — Einmal so — einmal so — Trennung von Seil und Bett, wie?... Jetzt ihr die Hand hin... keinen Zweck... Trennung von Seil und Bett — bis daß der Tod sie scheidet — nein.

Er zog die Hand zurück. Das Mädchen griff ins Leere und stürzte, erhob sich krampfhaft lächelnd und humpelte den Zueilenden entgegen. Raskollo stand noch einen Augenblick

## Mais priez Dieu que tous nous vueilles absouldre!

I.

Niemals dorthin,  
wo die Schritte modern  
in Moraste und Krötenversteck,  
wo in schlammiger Tiefe  
der Fuß seine Flucht aufgibt,  
niemals dorthin,  
wo der Hahn die faulende  
Frühe weckt.

Anderswo hocken in Höhlen  
sie mit ihrer Furcht,  
klebt Schweißgeruch  
von Jagd und Tod  
an den Flanken  
und in leibwarmer Enge  
verschlafener Träume  
starren sie gierig  
nach Osten —  
Vergessene Beute  
veraast in der Ferne.  
Der Wind öffnet Breschen im Traum  
und die Schlehennacht  
vergällt den Gesang.  
— niemals dorthin —

II.

Légendes ni figures  
Ne me désaltèrent.  
Einst Mummenschanz. Im Bettelasyll  
die traumfarbene Nacht.  
— mich ekeln die zahnlosen Götter —  
zehrt noch das Schweigen  
vom Kriegslärm Enttäuschter  
deutet die Hand,  
deutet ohnedies  
und verfault.  
Nahe die Zornspur.  
Ich streift die Träume ab  
und sammelt die Schritte  
und ist im schäbigen Rock  
noch zuviel.

III.

ici-bas, pourtant.  
O scheußliche Fratze der Ferne.  
In Fieberschauern schwimmt der Leib.  
Die Gesänge brechen den Schlaf auf.  
Ausschweifungen eines Augenblickes  
verzaubern.  
Verzückung im Flammennest  
dauert zu Ende.  
Vergangenes fließt über.  
Muschelträume verfärben  
je meurs de lassitude  
und genug  
mehr noch ist weniger,  
wo nichts gilt  
als die Possen der Demut  
dort steh',  
steh' durch.

Herbert Heckmann

mit gesenktem Kopf auf dem Seil, und während das Orchester mit ganzer Lautstärke zu spielen anhub, stieg er herunter und ging langsam hinaus, ab und zu die Haare nach hinten werfend.

Nach der Vorstellung erschien Raskollo am Zirkuseingang, beugte sich über die erschrockene Kassiererin. „Wenn man mich suchen sollte... wegen vorhin... Sie verstehen... ich bin im Bordell... Sie verstehen — Ufergasse sieben“, rief er schon von weitem.

Am nächsten Abend war Tonio Raskollo wieder auf dem Seil. Allein. Schwerfällig und zerfahren. Und als das Publikum aufschrie, hatte er sich schon mit den Händen am Seil gefangen und ließ sich von da federnd zu Boden fallen. Enttäuschung in der Stimme bat er das Publikum laut um Entschuldigung, sagte etwas von falscher Geistesgegenwart, was man nicht verstand, und verließ wider alle Erwartung den Ring.

Um Mitternacht ging Tonio Raskollo aus dem Zirkus, einen kleinen Koffer unter dem Arm. Er stürzte auf die große Straßenkreuzung zu, überquerte sie, stolperte und wäre beinahe von einem Taxi angefahren worden. Er wandte sich erstaunt lächelnd um, nahm seinen Koffer schlenkernd am Griff und bog in die Allee ein.

Horst Enders

# Über Marcel Proust

Die Angehörigen einer Kultur, eines Standes, eines Geheimbundes, einer Religionsgemeinschaft innerhalb einer Kultur verfügen sollten verfügen über einen gemeinsamen Fundus von Kenntnissen (Mythen, symbolische Handlungen, Sprichwörter, Lieder, Literatur usw.), die zu erwerben beschwerlich ist, deren Beherrschung aber das Leben erleichtert und Kräfte freisetzt. (Den Partnern ungleicher kultureller Herkunft bieten sich als Gesprächsthemen fast nur solche aus der physiologischen Sphäre an oder neustens solche aus dem Filmgeschehen — eine Erfahrung, die im Kriege ungenügend und häufig gemacht wurde: man versteht die Pointen des anderen nicht.) Da der Appetit auf tiefeschürfend-prinzipielle Weltanschauungsdebatten mit der ersten Jugend verfliegt und da bürokratische Verpflichtungen und konkrete wissenschaftliche Einzelaufgaben die zubemessene Ration Zeit und Energie verzehren, ist rasche Verständigung unter beschäftigten Freunden geboten, der Rückgriff auf gemeinsam Gewußtes und Vertrautes, der kurze Verweis auf Figuren, und Situationen, die man bei den Angehörigen der Kultur als bekannt voraussetzen darf.

Drei Bände der Übersetzung von Marcel Proust's „A la recherche du temps perdu“ sind bereits erschienen<sup>\*)</sup>, und dieses Mal, so hoffen wir von Herzen, möge das ganze Werk, vor 25 Jahren schon zweimal Torso geblieben, erfolgreich zu Ende gebracht werden, zum Segen der nicht-perfekten Romanisten, für die jede Original-Proust-Lektüre in ein Hürdenrennen ausartet. Entweder trägt man ständig den dicken Sachs-Villatte mit sich herum oder man verzichtet generös auf „Kleinigkeiten“. Ach nein, man verläßt sich besser auf Eva Rechel-Mertens. Zum Proust-Übersetzen gehört mehr als Französisch-Können, es mußte schon aus der aussterbenden Welt der Damen jemand zur Feder greifen, um dieses Unternehmen zu einem gedeihlichen zu machen. Es braucht Detailkenntnisse auf vielen Gebieten, Bekanntschaft mit Bildern, Musik, Gedichten, Architektur, mit Blumen ist vorausgesetzt, es braucht den Blick für Toiletten (nicht „Damenoberbekleidung“), allein schon wegen der Kleider Odette Swanns, vor allem aber erfordert es Takt und scharfes Überlegen, wie man, auf den ersten Blick unscheinbare, Kleinigkeiten wiedergibt, wo das „Du“, wo das „Sie“ angebracht ist, „vous“ ist nun einmal nicht deckungsgleich mit einem der beiden, und auch Fürstlichkeiten dürften sich, wenn allein, schwerlich siezen, Fürstlichkeiten, deren Titulaturen Schwierigkeiten bereiten, weil sich einmal „Prinz“, das andermal „Fürst“ als gleichsinniges Wort empfiehlt — ganz zu schweigen von Madame, sie ist ja eine Marquise de Villeparisis — nüancierte Kenntnisse also, die erworben sein wollen, wenn man eine Kultur zu überschauen unternimmt. Könnte man vielleicht befugt sein, als eine Zumutung anzusprechen, daß wir, nachdem wir unter Verlust von Gleichgewicht, geistiger Mittel und besonnener oder beschränkter Vergangenheit die letzte Zickzackkurve der Geschichtsbahn genommen haben, uns in die minutiöse Schilderung einer abgelebten Epoche vertiefen sollen? Teilen die Proust-Leser die romantische Sehnsucht nach dem fin du siècle und flüchten aus der Realität? Oder ist es vielmehr so, daß bei näherer Besichtigung dieser „gestorbenen“ Welt die Unhaltbarkeit von Generalisierungen sich erweist wie „gerade heute“, „besonders in unserer kranken Zeit“? Solche Pauschalkennzeichnungen zeugen nur von der Unfähigkeit, Details wahrzunehmen, aus deren jedem man eine ganze Welt rekonstruieren kann. So könnte es sein, daß die Television mittels des unbestechlichen Proust-Objekte in die Intimitäten einer vergangenen Zeit ein Umweg zur Erkenntnis der eigenen wäre. Vielleicht ließe sich etwas von dem Abstand lernen, den Proust — und nur er — von sich und seiner Zeit hatte und ohne den das Schreiben dieser Autobiographie nicht möglich gewesen ist. Nein, streng genommen ist es keine Autobiographie, und es ereignet sich nicht eben viel Faktisches, Spannendes im Leben des Narrateurs, nichts, worüber wir „Tatsachenberichte“ abfassen könnten. Dem Erzähler selbst ist noch während der Niederschrift nicht bekannt, wovon er berichten will; was er

unternimmt, ist ja eine Recherche. Viel Handlung begegnet somit nicht, es begegnen Eltern, Großmutter, Magd, Albertine, Dichter, Maler, Komponist, Arzt, Leittypen also, es begegnen Salons abgestuften Ranges mit deutlich unterschiedenen Gewohnheiten im Sprechen, Sichkleiden, in der Attitude zu sozial Darüber- und Darunterstehenden. Was sich ereignet, sind Affekte und Gedanken, ausgelöst durch ein „an sich“ belangloses Tagesvorkommnis, fortgesponnen, beobachtet und verfolgt, bis es gelingt, neue Erkenntnisse von der Art menschlichen Denkens und Fühlens zu gewinnen. Es ist merkwürdig, daß gerade die penibel-exakten Darstellungen seelischer Reaktionen weniger bestimmter Individuen zu bestimmten Zeitpunkten ihres Lebens letztlich psychologische Gesetze zeitigen, daß dem unverdrossen sorgsamem Beobachter des kleinsten Einzelzuges das große Gesamt von selbst sich enthüllt.

Der Termin für die Übersetzung ist günstig, die Leser sind seit Jahren von strengen Autoren gehalten, sich in bislang ungewohnte Stile hineinzulesen und Riesenschachtelsätzen gehorsam

Klaus Nonnenmann:

## Lob den Vagabunden

Da zerschaben sie mit der Inbrunst  
einer jungen Matrikel  
die uralte Leiche —

saugen sie Kommentare  
aus den geschminkten Brüsten  
der Jurisprudenz —

spalten sie ihres öligen  
Philologen  
schütteres Haar —

und entflecken den Smoking  
für die heilige Stunde:  
Maximissima laude.

Nach der Vorstellung aber  
ins Wirtschaftsleben  
Jedem sein Kind und den schwarzen Dreihundert.

Ehrenwert  
Alle.  
Ein staatlich verglastes Vorbild.

Indessen verspielen langhaarige  
Schwätzer  
ihren Monatswechsel an Geist —

verqualmen sie Bildung  
auf Brettern, die partout  
keine Welt bedeuten —

zerreiben der akademischen  
Subventionen  
köstlichen Plüsch —

und durchschwitzen ihr Hemd  
in gefährlicher Stunde:  
Lili klaut für alle Testate.

Nach der Vorstellung aber  
Ins gleiche Leben!  
Möglichst kein Kind — und höchstens Dreihundert.

Liebenswert  
Alle.  
Ein menschlich gerahmtes Porträt.

zu folgen. Die langen Perioden sind, gottlob, beibehalten (wie alles Proust Eignende beibehalten ist, was dankbar gerühmt sei), sie gehören nun einmal dazu. Die Aufnahme-fähigkeit für das Vehikel ist also da; wie wäre es, man entdeckte mit Proust wieder, daß solche Sprache schwere Substanz tragen muß, wenn sie als adäquat wirken soll? Fast möchte man bezweifeln, das Gewicht der Substanz und ihres Schöpfers werde wahrgenommen, wenn Zweig uns gütigst wissen läßt, Proust habe „das läppischste, sinnloseste Schlenderleben“ in der „vergötterten“ Sphäre des Luxus geführt (laut der vom Verlag gestifteten Literaturbeilage; andere „Stimmen“ hat der inkompetente Laie daraufhin nicht mehr zu vernehmen geruht). Abgesehen davon, daß es ziemlich gleichgültig ist, welche Arbeitstechnik einer hat — Proust arbeitete tags im Bett aus, was er nachts auf dem Soirées des Faubourg St. Germain beobachtet hatte — war dieser krank. Als der Dichter Bergotte den Erzähler darauf anspricht, daß für ihn die Freuden des Geistes wohl mehr zählten als alles übrige, bemerkt er: „Ach! Wie deutlich fühlte ich, daß das, was er sagte, nicht der Wahrheit entsprach für mich, der ich allen Diskussionen selbst auf höchstem Niveau kalt gegenüberstand und nur glücklich war in den Augenblicken ziellosen Umherstreifens, wenn ich einmal bei gutem Befinden war.“

Die physische Erfahrung der steten Nähe des Todes — nicht vergleichbar dem in unserem metaphysischen Mode- und Filmgeschwätz auftretenden möglichen, aber jeweils für unwahrscheinlich gehaltenen Tod — und die Vertrautheit mit der Vergänglichkeit nötigte zu einer besonderen Art des Sich-Einrichtens im vergötterten und auferlegten Lebensraum, die den beeinträchtigenden Gegebenheiten Rechnung trug (man sollte das Wort Resignation als ein lediglich negatives vermeiden, er resignierte weder, noch floh er in die Geborgenheit einer Rettungsstation für die Erniedrigten und Beleidigten); dem Asthma, der extremen Anfälligkeit für Eifersucht und anderen Faktoren seiner persönlichen Gleichung. Er richtete sich mit Geduld ein, verwandelte geduldig das fatale Leiden der Ich-Schwäche durch reflektiertes Beobachten in die Stärke des unbeteiligt Überlegenen, der selbst, aufgelöst in die vielen Akteure, die er selbst sein könnten, gar nicht mehr greifbar erscheint. Der als Person kaum noch spürbare Anatom seelischer Strukturen führt keine Therapie gegen die Nachwelt in Schilde. Und gerade dieser Absichtslosigkeit wegen, möchte ich meinen, kann Proust eine so konkrete moralische Macht sein.

So grundsätzlich wollte die durch fachgemäßen Kunstverstand nicht beeinträchtigte und mithin unbefugte „Rezensentin“ ursprünglich gar nicht sich äußern, es sollte bei der leicht saloppen Feststellung bleiben, daß man der Proust'schen Figuren bedarf, um die Mitmenschen einzuordnen. Aber es ist ja gar nicht möglich und auch nicht redlich, sich dem basso ostinato der Schmerzlichkeit und dem Gewicht der Erkenntnisse zu entziehen und die mit jedem erneuten Lesen tiefere Betroffenheit in Abrede zu stellen.

Womit hinwiederum nicht gesagt sein soll, einzig der hausbacken auf Selbsterkenntnis Erpichte komme bei der Lektüre auf seine Kosten oder der ahnungslos Schadenfrohe billig zu Verweismodellen; der Kosmos, den Swanns und des Erzählers Welt darstellt, ist ja betrachtet durch ein schneidempfindliches Auge, geschildert nicht von einem Anthropologen, sondern von einem Dichter. Und so sind die Bilder (der Weg nach Méséglise, die Kirche in Combray, Odette beim Sparziergang auf den Champs Elysées und viele andere), machtvoll aus einer versunkenen Vergangenheit gehoben, vollendet gemalt, befriedigend auch für den ausschließlich ästhetischen Beschauer; aber sie sind befrachtet mit der Trauer, die das Verweilen auf dem Frühlingshügel und das Beschwören unnennbarer Tage uns auferlegt.

Hertha von Dechend

<sup>\*)</sup> Marcel Proust: Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. Bd. 1. In Swanns Welt. 628 S. 1954. Bd. 2. Im Schatten junger Mädchenblüte. 766 S. 1954. Bd. 3. Die Welt der Guermantes. 866 S. Deutsch von Eva Rechel-Martens. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

## Ostlicher Glaube und westliches Denken

Indien, „Wiege der Völker“, „Allmutter“ lockte nicht nur mit seinem orientalischen Reichtum die europäischen Eroberer, sondern auch unsere im wesentlichen rationale Kultur mit seiner sanfteren, meditativen Geistigkeit. Die seelische Ausdörrung des Menschen einer technisierten Welt schafft einen günstigen Nährboden für religiöse und philosophische Strömungen, die das Gemüt kultivieren. Das Pragma, wenn wir es einmal so nennen dürfen, dieser das Fühlen ansprechenden Geistigkeit geht nicht aus auf eine perfekte Beherrschung der Außenwelt, auch nicht auf rationale richtige Theorie von der Struktur des Universums, sondern auf den geläuterten, innerlich vollendeten Menschen. Das Vermögen des Schauens, bei uns nur von wenigen großen Geistern überzeugend nachgewiesen und von unserem methodisch-analytischen Wissenschaftsdenken in Mißkredit gebracht, wird von den Brahmanen und religiösen Führern Indiens als Stufengang zur Selbstvollendung methodisch gelehrt.

Dazu die Bücher zweier Inder, die ihrer persönlichen Herkunft und der Form ihrer Lehre nach so verschieden sind wie Aldous Huxley und ein bäuerlicher Gottsucher aus Böhmen: Sir Rhadakrishnan, Vizepräsident von Indien und Professor der Philosophie in Indien und England, und Sri Rhamakrishna, ein Heiliger, ein naiver Mensch, der nie ein Buch gelesen hat und vielleicht gerade darum voll der göttlichen Wahrheit ist. Und doch sind diese beiden in ihrer religiösen Haltung einig, wissend, daß es nur eine Wahrheit, das Absolute, gibt, und unendliche viele Wege, auf denen man seiner inne werden kann.

Sir Rhadakrishnan ist ein Aristokrat des Geistes, der abendländische und indische Kultur in sich verarbeitet hat. Er durchsucht in seinem Buch die Geistesgeschichte des Westens nach Zeitabschnitten, in denen indisches Denken die Gestalt unserer philosophischen Systeme nachhaltig mitgeformt hat und findet es in den verschiedenen Abwandlungen des mystischen Denkens in Europa. Dieses der Mystik angelegene Denken sei tiefer und vor allen Dingen behutsamer in der gesellschaftsbildenden Auswirkung als das, dessen Impetus Eroberung, Dogmatik oder Dynamik, kurzum Wirken in der Außenwelt hervorruft. Denn das verhärtete den Menschen und führe unweigerlich zu Auseinandersetzungen auch außerhalb des Geistigen. So kritisiert er interessanterweise Albert Schweitzers „Tatethik“ und widerlegt dessen Kritik am Hinduismus, der gar nicht tatenlose Lethargie lehre,

sondern Aktivität nach innen. Diese Lehre schließt das Wirkvermögen nach außen nicht aus, vermeidet aber Neurosen und psychische Verrohung, die unseren vom technischen Denken und der Vergötzung des ökonomischen verhärteten Menschen häufiger denn je zu eigen sind. Ob man nun, wie Rhadakrishnan es mit einem Anflug orientalischen Kulturstolzes gerne möchte, etwa Pythagoras, den späten Platon, die frühchristlichen Kirchenväter, die Gnosis u. a. auf die Upanishaden zurückführen kann, ist bezweifelbar; aber darin liegt wohl auch nicht die Bedeutung dieses Buches für den westlichen Geisteswissenschaftler und Philosophen. Vielmehr könnte uns die Frage beschäftigen, ob durch Männer, wie sie in Indien leben und lehren, eine geistige Befruchtung Europas möglich ist.

Rhamakrishna hat, wie Sokrates, kein Buch geschrieben. Er war ein armer Priester im Tempel der Göttin Kali, der Allmutter des Werdens und Vergehens. Er hatte in früher Jugend bereits Visionen des Göttlichen, und weichte sich, nachdem er mehrere ekstatische Gottesberausungen heil überstand, der Göttin Kali. Bewunderer und schließlich auch Jünger sammelten sich um ihn, die von ihm auf den Weg zur Erkenntnis gewiesen werden wollten. Einer unter ihnen, der, als äußeres Zeichen der Ichverleugnung, seinen Namen mit „M“ abkürzt, hat eine sehr detaillierte Biographie von über tausend Seiten in Englisch geschrieben, in der er Leben und Lehren des Meisters nachzeichnet.

Ähnlich wie im Buddhismus werden Erkenntnis der Wahrheit zusammen mit der Überwindung der Unwahrheit, der Verstrickung in die Fesseln dieser Welt, gelehrt und geübt. Wie würde wohl unsere menschliche Gesellschaft aussehen, wenn wir, anstatt mit dem Gewehr zu exerzieren, uns mit demselben Zeit- und Kraftaufwand Exerzitien und Meditationen zur Verwirklichung des Guten in uns hingeben würden?

Die deutsche Übersetzung ist eine Auswahl aus der umfangreichen englischen Ausgabe. Das Buch ist nicht nur für einen religiös an der Wahrheit interessierten Menschen lesenswert, sondern weist auch Methoden zum Training der seelischen Widerstandskraft auf.

J. Schüring

Sir Sarvapalli Rhadakrishnan: Die Gemeinschaft des Geistes (Eastern religions and Western thought). Darmstadt: Holle 1954. DM 26,-  
Sri Ramakrishna Ewige Botschaft von seinem Schüler M. ... (Sri Ramakrishna, Prophet of New India). Zürich: Rascher 1955. DM 15.40

**AEG Mixer**

ein Trumpf für den Haushalt

ALLGEMEINE ELEKTRICITÄTS-GESELLSCHAFT

5738

# Berliner Skizzen

## Der Flug

Jetzt haben wir beträchtlich an Höhe verloren und fliegen über die Brandenburgischen Seen. Die Sicht ist klar, wieviel Punkte der Landschaft sind schon aus der Erinnerung gerückt, wie sehr haben wir sie in unserer Vorstellung mißgestaltet, um uns in die nötige Kampfstellung gegenüber dem Regime setzen zu können, das dort herrscht. Die Wartburg. Als wir Eisenach überflogen und ich den Burgberg entdeckte, war ich fast erstaunt, daß es das noch gibt. Es war keine selbstverständliche Assoziation mehr, die sich sofort mit dem Städtenamen verband. Dazu waren FDJ, SED, KVP und Zonenflüchtlinge geworden. Plötzlich wurde mir klar, wie weit dieser Teil Deutschlands trotz Feiern, Gedenkmärschen, Leitartikel, Bundestagsreden und Proklamationen schon von uns gerückt ist und wie wenig wir an seine Unverlierbarkeit glauben.

Wir sind jetzt über dem Olympiastadion. Fernab über dem anderen Ufer der Havel, jetzt kaum noch wahrnehmbar, kreist ein schwarzer Punkt. Ein Doppeldecker, in der Art der Fokker aus dem ersten Weltkrieg, brackbraun angestrichen. Das Schwingflugzeug der Luftwaffenabteilung der Volkspolizei, sagte man mir.

Unsere Maschine rast mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit auf den Schacht Häuser zu, der die Landebahn einschließt, stampft und stößt, ehe sie ruhig ausrollt um dann schließlich herüberzufahren zu der breiten Front der Hallen des Tempelhofer Flughafens.

## Die Stadt

Es ist nicht mehr der alte Glanz. Auf dem Kudamm um elf sieht man kaum noch ein Auto, viele der großen Cafés sind leer und man fragt sich, wie sie existieren. Die Filme in den Aufnahmestudios hat man, wenn man aus Westdeutschland kommt, wahrscheinlich auch schon gesehen. Nur die Modehäuser können es mit denen der westdeutschen Großstädte aufnehmen. Da ist Horn und der Salon von Oestergardt und da sind die kleinen Mädchen, die davon träumen, dort als Lehrling angenommen zu werden.

Da ist der „Dicke Heinrich“, ein Würstchenstand am oberen Kurfürstendamm, der eine wahre Goldgrube sein muß, und wo nach zehn der Generaldirektor neben dem Ganoven, die Gnädige Frau neben dem „leichten“ Mädchen mit sichtlichem Wohlbehagen ihren Schaschlik oder ihre Bockwurst verzehren.

Da ist, jetzt durch das Finanzamt in eine Nebenstraße vertrieben, das Quartier bohème, wo sich alles was Künstler ist oder künstlerisch scheinen will bei den Blues-Gesängen eines dunkelhäutigen Barkeepers und den Chansons einer französischen Kellnerin in einem riesigen Spiegel existentiell besieht und dazu französischen Rotwein oder den Cocktail „Quartier special“ schlürft.

Aus den Gesprächen, die auf dieser Straße geführt werden, erfährt man mehr über die Stadt als irgendwo sonst. Sie ist wie ein Prisma, indem sich die verschiedenartigsten Begebenheiten und Schicksale — schwerwiegende und hauchleichte — brechen.

Nicht umsonst spielt eine Szene des Insulaner-Kabarets auf dieser Straße. „Ach meine Liebe, daß man Sie wieder einmal trifft und mitten auf dem Kurfürstendamm“, ein echter Kudammkatsch beginnt: Von Herrn Oberjat, dem Freund des Polizeipräsidenten, die letzten Neuigkeiten über die Sparvereine, über die Fehlbesetzung der „Bunbury“, Aufführung in der „Tribüne“, einem Kammerpieltheater am Knie und die Wiedereröffnung der Caroschen Lachbühne in Gatow.

Verlassen wir die beiden Berlinerinnen und den aktuellen Lokalkatsch und sehen uns weiter um.

Auffällig das kulturelle Angebot Berlins, dem man auf dem Kudamm in Form der sehr reichhaltigen Programme des British Information Centre, der Maison française und des Amerika-Hauses begegnet. Dazu kommen noch in den einzelnen Stadtteilen, die im Verhältnis zu Westdeutschland ungleich stärker besuchten Volkshochschulen und eine Menge von Jugendgruppen, die für Kinder und Jugendliche Laienspiel, Marionettenvorführungen, Film- und Schallplattenabende und vieles andere bieten. (Darüber gibt der Senator für Kultur einen Verant-

tungskalender heraus, den die Kinder in der Schule kostenlos bekommen.)

Ein anderes Kapitel ist das Theaterleben Westberlins. Neben den Städtischen Bühnen, dem neuerbauten Schillertheater, der Oper in der Nähe des Zoos und dem Schloßparktheater in Steglitz gibt es noch sechs oder sieben Privattheater und Experimentierbühnen. Und alle Aufführungen werden geradezu leidenschaftlich diskutiert, nicht nur in den Zeitungen, von denen die Abendblätter für mich bisher noch von unüberschaubarer Anzahl sind, sondern auch in Trams, im Café und im Milchladen an der Ecke.

Die Berliner reagieren ihre Einengung und Abgeschlossenheit nicht zuletzt durch erhöhten kulturellen Konsum ab.

Es ist kein Zufall, daß zum Beispiel Cocteau's „Orphee“ seit vier Jahren in ein und demselben Kino auf dem Kurfürstendamm gespielt wird.

Isolation und Zweiteilung spielen tagtäglich, immer wieder mit neuen Varianten im Leben dieser Stadt ihre entscheidende Rolle.

Es beginnt mit dem Sonntagsausflug. Man hat das Steinmeer satt und will mal raus. Ja denkste, sagt der Berliner, kannst du schon, aber ne reene Freude is dat nich ... 15 Kilometer von Wannsee nach Tegel. 15 Kilometer als Ausflugsradius für die Einwohner einer Millionenstadt ... Grunewald hat mit Wald-einsamkeit sonntags nichts mehr zu tun, sondern gleicht einem Heerlager.

Da lagern sie dicht an dicht und wenn man mit jemandem spricht, hört man: „Is ja keen Wunder, früher fuhr ik mit meiner Olschen sonntags annen Müggelsee oder mitm Dampfer uff Potsdam, aber heute ...“

Man muß irgendwann mal raus. Und „raus“ ist nicht mehr der Müggelsee, Potsdam oder die Märkischen Seen, sondern das kann nur eine Urlaubsreise nach Westdeutschland sein und wieviele können die sich leisten?

Die Passagierscheine für Reisen in die Ostzone müssen in Ostberlin beantragt werden. Die Dienststelle ist von 8—14 Uhr geöffnet. Man tut gut sich spätestens um 6 Uhr morgens in die Schlange einzureihen. Liegen „Gründe“ gegen jemanden vor, hat er acht Stunden umsonst gewartet.

Von der Polizei über die Elektrizitätsbetriebe bis hin zur Feuerwehr und Müllanfuhr ist in dieser Stadt alles doppelt und meist bedingt dies auch eine Verdoppelung der Schwierigkeiten, wenn man mit einer dieser Institutionen zu tun hat.

Es braucht sich dabei nicht immer um S-Bahnkontrollen mit Beschlagnahmen und anderen Schikanen zu handeln. Weit schlimmer sind die Kleinigkeiten mit denen der Stadt das Leben erschwert wird. Da arbeitet jemand, der in Ostberlin wohnt, in Westberlin. In Ostberlin hat er sich ein Motorrad gekauft und will es für die Fahrten zu und von seiner Arbeitsstätte benutzen. Das bedarf einer Ostberliner und einer Westberliner Genehmigung. Die Westberliner Genehmigung darf erst eingeholt wer-

## Stenogramm in eliter Stunde im Quartier bohème

Die Lampen neigen ihre Köpfe.  
Im Weine — die Bitternis!  
Please, don't talk sentimental.  
Vergiß.

Die Farben springen von den Wänden.  
Nimm', was die Zeit uns noch reicht.  
Herbstwind bringt neue Küsse  
Vielleicht.

Die Wolken verschlingen die Sterne.  
Bewahre die Träume im Krug.  
Kupfermond über Kiefern,  
Ist uns genug.

Der Regen singt unsre Trauer.  
Zeichne die Lippen in Stein.  
Nach den bleiernen Stunden  
Werde ich bei dir sein.

Hans-Christian Kirsch

den, wenn die Ostberliner erteilt ist. Die Ostberliner Behörden verweigern dem Mann die Zulassung mit der Begründung, ich zitiere wörtlich, „da die westlichen Alliierten sich nicht an die Abmachungen des Potsdamer Abkommens halten und die Spaltung Deutschlands weiterhin betreiben.“

Der Zentral-Verlag für Dissertationen Triltsch - Düsseldorf - B, Jahnstraße 36, druckt Dissertationen preisgünstig. Angebote unverbindlich!

Die Buchhandlung für den Mediziner

JOHANNES ALT

Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin  
und Naturwissenschaften

FRANKFURT A. M.-SÜD 10  
Gartenstraße 134 · Telefon 61993

Jetzt wieder in den erweiterten Geschäftsräumen Gartenstr. 134  
Haltestelle Hippodrom, in der Nähe der Universitätskliniken

## Zeitschriftenschau

Wir empfehlen unseren Lesern folgende Zeitschriftenartikel zur Lektüre:

### Politik

Nicht bequem machen  
Hermann Heimpel, in „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ vom 25. Juni 1955

Das Frankreich der Dynamik  
Alfred Frisch, in „Deutsche Rundschau“, 1955, H. 7

Deutsche Emigranten in den Vereinigten Staaten  
Helge Pross, in „Deutsche Rundschau“, 1955, H. 7

Dokumentation über den Fall Schlüter, Teil 2  
in „Deutsche Universitätszeitung“, 1955, H. 12, Beilage

Zum Thema: England  
in „Offene Welt“, 1955, Nr. 37

### Wissenschaft

Abhandlungen über „Mythos“, Teil 2  
in „Studium generale“, 1955, H. 6

Sprachliches zu Schillers Jungfrau  
in „Akzente“, 1955, H. 3

Der junge Arbeiter und die Soziologie  
Karl Bednarik, in „Frankfurter Allgemeine Zeitung“, vom 25. Juni 1955

Die Lage des Hochschullehrernachwuchses  
Dietrich Goldschmidt, in „Deutsche Universitätszeitung“, 1955, H. 12

### Kultur

Zum Verständnis Schönbergs  
Theodor W. Adorno, in „Frankfurter Hefte“, 1955, H. 6

Die Welt als Phantom und Matrize, Teil 2  
Günther Anders, in „Merkur“, 1955, H. 6

Die Wahrheit als Sehnsucht. Aus dem Briefwechsel Vossler-Croce  
in „Akzente“, 1955, H. 3

Zum 80. Geburtstag von Thomas Mann  
in „Die neue Rundschau“, 1955, H. 3

Die Bürokratie des Ostens mit ihren Schikanen färbt aber notwendig auf Westberlin ab. Keine Stadt in Deutschland hat für ihren Besucher so viel Formalitäten bereit wie Westberlin. Vorläufiger Zuzug mit Überprüfung durch mehrere Dienststellen. Bei einem Studenten Empfehlung des Stadtschulamtes, die nur erteilt wird, wenn ein Führungszeugnis der Universität vorliegt. Wie aber kann die Universität ein Führungszeugnis ausstellen, ehe der Student überhaupt immatrikuliert ist. Es geht weiter. Währungsbescheinigung, Arbeitsbescheinigung, Wohnungsbescheinigung. Alles nicht bösem Willen sondern wird unumgänglich notwendig aus der Enge und aus dem Gebot der Vorsicht. Der autokratisch-bürokratische Staat zwingt auch der Gegenseite diese Methodik auf, weil sie sich behaupten will.

Es gäbe noch viel zu erzählen von Berlin. Von der Vorpostenstellung, von der selbstverständlicheren sozialen Hilfsbereitschaft. Auch von der Kehrseite: daß in keiner Stadt der Haß gegen den Osten so unversöhnlich ist, wie in Berlin und daß er in der politischen Meinungsbildung manchmal zu Ausbrüchen treibt.

Ich müßte erzählen von der Gedächtniskirche, die als Ruine um so vieles schöner geworden ist als vor der Zerstörung. (Es scheint, als gäbe die Zerstörung diesen klassizistischen Bauten eine ungerechtfertigte Verklärung.) Ich müßte erzählen von der Freien Universität in Dahlem, die seit jener Protestkundgebung der Studenten der Humboldt Universität im „Esplanade“ am Potsdamer Platz trotz aller Schwierigkeiten und der mißtrauischen Blicke der westdeutschen Universitäten entstand, von dem großzügigen Gebäude des Henry Ford-Baues, in dem die großen Hörsäle, das Auditorium Maximum und die Seminare untergebracht sind und in dem ich zum ersten Male in meiner Schul- und Studienzeit den Eindruck hatte, in einem Raum zu arbeiten, der auch der Zeit entsprach, in der ich lebe.

Ich müßte erzählen von der „Straße zum Ende der Welt“, die von der Siegestsäule (Westberlin) zum Brandenburger Tor (Ostberlin), auf dem eine ausgefranste rote Fahne weht, führt.

Ich müßte berichten von dem Gasthaus am Potsdamer Platz, über dessen Schanktisch die Sektorengrenze geht und wo an der Wand der Spruch „Trotz allem Fleiße, ist alles ...“ derb die Berliner Situation belacht wird. Ich müßte berichten von dem Haus mit den sieben Hinterhöfen, in dem ich wohne, das so „echt“ ist, daß man in diesen Tagen die Aufnahmen für die Verfilmung von Hauptmanns „Ratten“ dort drehte und wo die Arbeiter bei Aufräumungsarbeiten öfters noch verrostete Stahlhelme und die Gebeine erschossener Soldaten finden.

Und noch vieles andere wäre zu erzählen aus der Stadt mit den vielen Gesichtern, in der man wohl Jahre leben müßte, ehe man behaupten könnte, sie zu kennen.

Hans-Christian Kirsch



The British Centre

„Die Brücke“

Frankfurt a. M., Kaiserstraße 48  
Tel. 3 22 86 u. 3 37 94

British Centre ist eine Einrichtung zur Förderung kultureller und geistiger Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland. Es umfaßt Bibliothek, Lesesaal, Vortrags- und Kinosaal.

### Monatsprogramm Juli 1955

Montag, den 18. Juli 1955, 18.30 Uhr, Keith SINCLAIR, M. A., Ph. D., Senior Lecturer in History Auckland University, New Zealand  
„New Zealand: Its Social and Political Problems“.

### Schallplattenstunde:

Freitag, den 8. Juli 1955, 20.00 Uhr, „Benjamin Britten“, verbindende Worte spricht Herr Dr. W. Lipphardt. Schallplatten wurden dankenswerterweise von der Firma Teldec zur Verfügung gestellt.

### Ausstellungen:

4.—16. Juli 1955, „Council of Industrial Design“. Eine Foto-Ausstellung des gleichnamigen Institutes, das 1944 gegründet wurde, dem Handelsministerium untersteht und etwa dem „Institut für Formgebung“ an der Technischen Hochschule Darmstadt entspricht.

4. 7.—9. 7. 1955, „Caribbean“. Einblick in die sozialen Bedingungen auf den westindischen Inseln. „Leinen los“. Das Leben an Bord von Tankern auf den Meeren und in Binnengewässern.

11. 7.—16. 7. 1955, „Besuch in Ulster“. Einblick in Landwirtschaft, Industrie und in die Geschichte Nordirlands. „The Heart is Highland“. Farbfilm von der Schönheit Schottlands. „London's Umgebung“. Einige besonders schöne Plätze in der Nähe Londons.

### Filmvorführungen:

Montag bis Freitag 14.00, 15.00 und 17.15 Uhr,  
Samstag nur 14.00 und 15.00 Uhr.

### Regelmäßige Veranstaltungen:

„Verse Drama Reading“  
Donnerstag, den 14. Juli 1955, 20.00 Uhr, „Murder in the Cathedral“.

Über die nach dem 16. Juli stattfindenden Veranstaltungen können Sie sich in der Juliausgabe des DISKUS orientieren.

Röver "junior"  
reinigt rasch u. preiswert

Die vorteilhafte Reinigungsaufführung  
für die Alltags-Kleidung

1 Kleid  
gereinigt

Lieferzeit:  
1 Tag

1 Sakko  
gereinigt DM 2,-

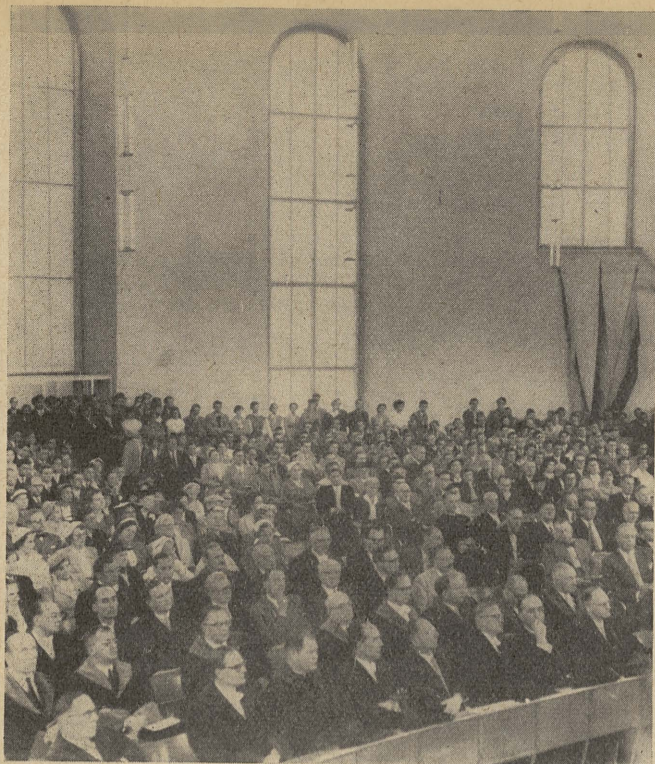
1 Hose  
gereinigt DM 1,70

1 Mantel  
gereinigt DM 4,50  
(Regenmäntel einschl. imprägnieren)

Nächste Annahmestelle bei der Universität

Leipziger Str. 1, an der Bockenheimer Warte

Weitere Annahmen in allen Stadtteilen



In der Paulskirche:  
Magnifizenzen, Exzellenzen  
und Studenten.



rechts: Der Weinlockerteschnell  
den Fraktionszwang. Auch die  
Gäste aus Halle hatten nicht  
die Absicht, sich hier noch  
streng daran zu halten.

# Schnappschüsse

vom Universitätsfest 1955 in Frankfurt und Heidelberg

Aufnahmen: Günter P. Schölzel und Siegfried Birkner



Der Schrebergarten der Ritter: Die Schloßterrasse



Man kann auch in Ruhe eine  
Kugel schieben. Selbst auf der  
Rutschbahn.



Ob sie sich auch hier vom letzten Seminar und  
der Durchfallquote im Examen unterhalten?

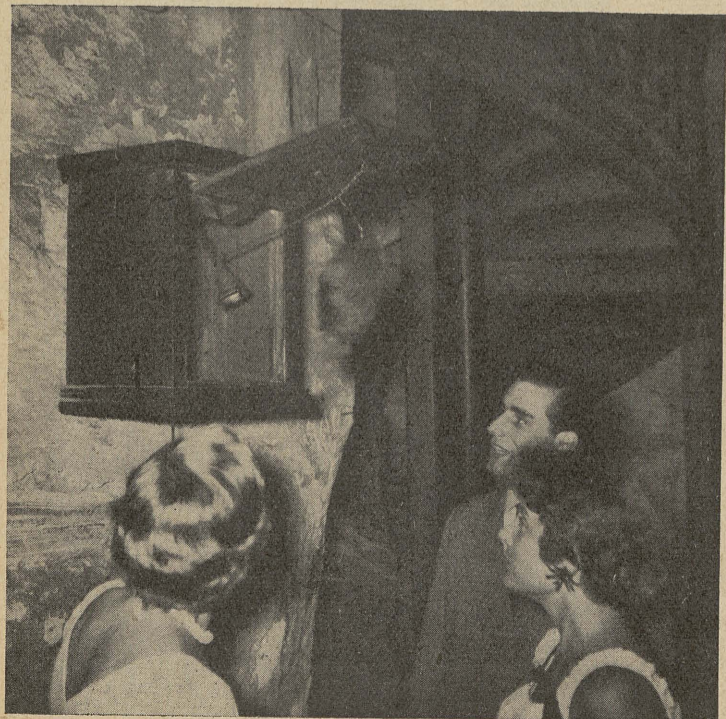


rechts: Die Hallenser Kommi-  
litionen nach ihrer Ankunft vor  
dem Studentenhaus.

rechts: Das Feuerwerk bildete  
den Höhepunkt des Festes in  
Heidelberg.



links: Der Fuchsschwanz  
von Heidelberg.



rechts: Die Studiobühne  
brachte zum Universitäts-  
fest eine neue Inszenierung  
von Grabbe: Scherz, Satire,  
Ironie und tiefere Bedeu-  
tung. Rechts: Die Trink-  
szene.

